



**Sturmtruppführer.**

Entwurf und Ausführung von Karl Volk, Intern., Luzern.





# Europa's größter Kaffee-Rösterei- Betrieb

—•—  
Verkaufsfilialen in allen größeren  
Schweizer Städten.





## Zum 1. August.

Nationaltage sind Tage nationaler Selbstbesinnung, an denen sich jedes Glied der völkischen Gemeinschaft seiner Zugehörigkeit zum Ganzen bewußt wird und jeder in sich den einigenden Willen neu erlebt. Hat der 1. August für die Geschichte der Eidgenossenschaft auch nur legendäre Bedeutung, so drückt doch seine Feier aus, daß der Wille, der am 1. August 1291 die Urkantone den „ewigen Bund“ hat schwören lassen, auch im Schweizer Volke der Gegenwart fortlebt: ein einig Volk zu sein auf freiem Grund und Boden. Jahrhunderte harter Kämpfe hat es bedurft, um diesen Willen zu einem unabhängigen freien Staatsgebilde durchzuführen. Heute steht das Gebilde festgefügt inmitten des an seinen Grenzen brandenden Weltkrieges. Der Wille zur nationalen Selbständigkeit hat der Schweiz den Weg der unerschütterlichen Neutralität in diesem großen Völkerringen vorgezeichnet. Aber nicht abgeschlossen in dieser Bergwelt, teilnahmslos dem großen Kampfe zuzusehen, ist der Sinn der Neutralität des Schweizer Volkes. Was heute an Schmerzen und Leid der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in eigener Brust mitfühlend zu erleben, sieht es seine Beteiligung am Weltkriege in der Aufgabe, all jenen, die leidende Opfer des Krieges geworden sind, die Hand zu bieten. So sind diese drei schreckensvollen Kriegsjahre Ruhmesblätter in der Geschichte des Schweizer Volkes geworden. Heiße Dankbarkeit durchströmt an seinem Bundestage alle, die seine werktätige Nächstenliebe gefühlt haben und ihr Dank segnet die segenspendende Schweiz.

R.

## Die Tage der deutschen Mobilmachung.

Zum 30./31. Juli.

Von Rudolph Stratz.

Da, wo im Bergkranz malerischer Türkendörfer und grauer Kastele auf kahlen Höhen die Miljacka in breitem gemauertem Bett unter maurischen Bogenfenstern, zwischen Minarets und Museen, Kirchen und Konaks, zwischen Morgen- und Abendland, am Kai von Serajewo dahinfließt, da fielen an jenem Junitag vor drei Jahren die Revolverschüsse aus serbischer Bubenhand . . .

Ein schweres Schweigen folgte. Vier Wochen hielt die Welt den Atem an. Zweifelte noch an dem Ungeheuren, das, den Himmel verfinstern, emporstieg. Zu oft hatten in den letzten zehn Jahren die Feinde Deutschlands schon den Krieg gerufen und der Wolf war nicht gekommen, nicht aus den Klüften des Balkan, nicht aus den Steppen Marokkos. Vielleicht auch diesmal nicht? Vielleicht überhaupt nicht mehr?

Da klang ein schwacher Trommelwirbel durch die Totenstille, als Widerhall des schwachen, lang verhallten Knalls der Revolverschüsse von Serajewo. Der Trommelwirbel rasselte in der sechsten Abendstunde des 31. Juli 1914 auf dem Marktplatz aller deutschen Städte. Eine Stimme hinterher, die kurz und laut den Zustand der drohenden

Kriegsgefahr verkündete, im Brausen endloser, erregter Menschenmassen.

Der Kriegsgefahr . . . Bei vielen vielleicht immer noch eine Hoffnung . . . Bei denen, die den Vernichtungswillen unserer Gegner kannten, nicht. Diesem Willen in den an der Newa schon dräuend erhobenen Arm zu fallen, war ein Gebot der Selbsterhaltung. War am nächsten Tag die Mobilmachung? War der Krieg? Der Krieg, die geheimnisvolle, düster-gewaltige Macht aus Vorzeit. Den weitaus meisten in Deutschland Lebenden nur noch ein unbekanntes Wort. Dem und jenem schon fast ein überwundenes.

Nun ward das Wort zur Tat. Nicht mehr der schwache Trommelklang antwortete den Schüssen von Serajewo, sondern der Donner aller Gewitter der Welt, unter deren Blitz und eisernem Hagelschlag unser Erdball seitdem durch drei lange, furchtbare Jahre erzittert. Die rastlosen, schweren, dumpfen; inzwischen Millionen von uns zum Alltagsgeräusch gewordenen Schläge da draußen jenseits von Deutschlands Grenzen, vor denen die Festen Lüttichs fielen. Mitten in diesem belgischen Kanonendonner mar-



schierte der große deutsche Heerbann erst auf, wandelte sich der Frieden in den Krieg.

Seit 43 Jahren waren wir den Frieden gewohnt. Hatten im Frieden geschaffen, uns des Friedens gefreut. Hatten vom Frieden gesprochen, so oft und viel zu viel gesprochen, daß sich uns nun das Sprichwort in sein Gegenteil verkehrte: Si vis bellum, para pacem! Nun sahen wir daheim nicht den Krieg, den Deutschland Gott sei Dank überhaupt kaum sah, aber das seltsame, rasch vergängliche und gewaltige Zwieding zwischen Krieg und Frieden: die Mobilmachung.

Ein heimliches, riesiges Kunstwerk war durch Menschenalter in Deutschland verborgen. Nur wenige, denen der Säbel über den Karmoisinstreifen am Beinkleid oder dem Scharlach des Generals klirrte, kannten am Königsplatz in Berlin und in den Generalkommandos der deutschen Städte alle die vielen tausend Räder und Rädchen, die jetzt ein einziger Befehl gleich dem Fingerdruck auf den Knopf einer unübersehbaren Maschine in Bewegung setzte.

Nun arbeitete das verschwiegene Meisterwerk der deutschen Kriegsmaschine plötzlich am hellen Tag vor aller Augen. Wir sahen, wie sie mit bisher unsichtbaren Geisterarmen alles umfaßte, was in Deutschland kämpfen und karren, reiten und streiten, helfen und heilen konnte. Wir hörten den Jubel der endlosen, laubgeschmückten Truppenzüge mit ihren trotzigem Kreideinschriften. Wir sahen das überwältigende Wunder der deutschen Mobilmachung, in der kein Ding mehr klein war und ein andres groß, sondern alles groß, wie es sich selbstverständlich, wie nach einem ehernen Naturgesetz ohne Hast und ohne Hemmnis, vom Hufnagel bis zur Bildung der Armeen vollzog.

Auf dies Erwachen des schlafenden Heros im Kyffhäuser, auf die kriegerische Bereitschaft Deutschlands waren die Kriegskundigen unter unsern Feinden vorbereitet. Aber zu ihrem Staunen und Schrecken stieg hinter dem Aufmarsch der deutschen Heere das Aufgebot aller deutschen Herzen und Seelen gewappnet aus der Erde: das friedliche, menschenbeglückende Volk der Dichter und Denker lohte jäh und furchtbar im furor teutonicus. Der ruhige und friedliche deutsche Michel wurde zum grimmigen St. Michael mit dem flammenden Schwert.

Das ist das gewaltige, durch die Jahrhunderte fortlebende Bild der Mobilmachung All-Deutschlands, vom Fels zum Meer, vom Schloß zur Hütte, vom Greis zum Kind, das unsere nur mit Zahlenreihen und Zeitmaßen rechnenden Gegner nicht voraussahen und nicht begriffen, weil ihnen das Verständnis des tiefsten und wahrsten deutschen Wesens verschlossen war und immer noch ist. Sie sahen nur kleine Schönheitsfehler seiner Außenseiten. Jetzt offenbarte es sich ihnen in jener welterschütternden Entladung deutscher Seelenkraft, deutschen Willens, deutscher Begeisterung, mit der der Krieg begann, und in deren stürmend langem Atem schon sein dereinstiges Ende und der deutsche Sieg weht.

Die Briten draußen auf den Meeren konnten dieses heiligen Geistes einen Hauch verspüren, als die Tausende junger Deutscher über See und in fernen Landen alle heimfahrenden Schiffe füllten, die ihnen noch Sicherheit zu bieten schienen, keine Mühe und Gefahr scheuten, vor keiner Verkleidung zurückschreckten, schweißtriefend Kohlen trimmten, durch kaltes Wasser schwammen, in dunklen Verstecken unter Deck hungerten, um für das Vaterland in Kampf und Tod zu gehen.

Und ebenso konnten die Feinde das Walten jener unbegreiflichen Kraft, die seitdem den Erdball sprengt, bei uns daheim erkennen, wenn sich in Deutschland in allen Städten, an allen Kasernentoren, vor allen Bezirkskommandos die kriegsfreiwillige Jungmannschaft ungeduldig und bittend drängte, wenn in diesen wenigen Tagen viele Hunderttausende, ohne daß noch ein Ruf an sie ergangen, Heim und Herd hinter sich ließen, um zu kämpfen wenn es denen, die nicht mehr draußen kämpfen konnten ein selbstverständliches Gemeingut dieser Tage war, daß ihre Kraft von nun ab in anderer Form dem Vaterlande gehörte, wenn auf dem Arm von Frauen und Mädchen das rote Kreuz im weißen Feld erschien, wenn die Buben auf Äckern halfen, die Ernte heimzuholen.

Das war keine Wandlung Deutschlands. Das war erst seine Wirklichkeit, seine innerste Wirklichkeit, die jetzt zutage trat, da der Frieden sich vom Kriege schied, die gläubige Bereitschaft der Seelen, die im Frieden ebenso ihrer Stunde harrend geruht hatte, wie die Mobilmachung der Waffen. Der Frieden, der lange Frieden, von dem viele glaubten, daß er überhaupt kein Ende mehr nehmen würde, die freundliche Gewohnheit des Daseins in Werken der Wohlfahrt und Gesittung hatten einen Blumenteppeich über deutsche Erde gelegt. Er war bunt und üppig, oft schon zu üppig. Manch deutscher Schatz lag schon unter ihm halb vergessen. Manch deutscher Trutzwall war vom Schlinggewächs des Auslandes überwuchert. Manche tiefsten und lautersten Quellen deutscher Kraft sprudelten nur noch unterirdisch, so daß nur ein aufmerksames Ohr ihr tröstendes Rauschen hörte. Jetzt sprangen ihre Tore auf, jetzt leuchteten alle verborgenen Kleinode, jetzt warf Deutschland sein Friedenskleid ab, wie der Held den Mantel, der Schild und Brünne und Schwert verhüllte.

Als ein Held stand Deutschland da, nach dem Dichterswort: Auf ewig vor sich selbst verschönt! In einem Strahl von oben, der alles verklärte, was irdisch war. In einer Lichtgestalt, die durch die Jahrhunderte und Jahrtausende leuchten wird. Jeder von uns hatte dieses Lichtes einen Anteil. Er war dabei. Er fühlte sich als Teil jener Kraft, die sich damals in wenigen Stunden rätselhaft zur stärksten, unüberwindlichsten Macht der Erde zusammenballte. Das waren jene Tage — nein — das war der eine wochenlange große deutsche Tag, an dem es in Deutschland keinen Rang und Stand und Unterschied mehr gab, an dem ein deutscher Blick zum andern alles sagte, an dem ganz Deutschland als ein einziger, lebender, in heiligem Zorn und feierlichster Zuversicht atmender Mensch erschien! Dieser Mensch zu sein, wie damals, dieser höhere Mensch zu bleiben, auch jetzt, bis zum Sieg — das ist die Pflicht eines jeden unter uns. Möge er die Augen schließen, und jetzt, wo der Tag der Mobilmachung sich zum dritten Mal jährt, still an diese heilige Zeit deutschen Lebens zurückdenken! Ein Sonnenstrahl wird ihm von diesen Wehestunden der Vergangenheit in Sturm und Wirrnis der Gegenwart fallen und ihm und uns allen den Weg in die Zukunft weisen! Den Weg zum Sieg! Den ehernen, unerschütterlichen, gläubigen Willen zum Sieg! Denn das und nichts anderes ist der Geist jener Tage! Ist der Geist, der uns bisher siegreich durch den Kampf mit der Menschheit geleitet hat und weiter über uns walten wird bis zum guten Ende, solange wir an uns glauben, solange wir einig sind wie damals nach dem Wort des Kaisers aus jenen Tagen: „Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war.“

## Zum Reichskanzlerwechsel.

Ohne auf die Gründe näher einzugehen, die den fünften Kanzler des Deutschen Reiches zum Rücktritt bewogen haben, will ich mich an dieser Stelle lediglich mit der Persönlichkeit des früheren und des neuen Reichskanzlers beschäftigen, und dabei auch der verdienstvollen Tätigkeit Bethmann-Hollweg's mit einigen Worten dankbar gedenken.

Am 29. November 1856 wurde Theobald Bethmann-Hollweg in Hohenfinow als Sohn des früheren Landrats und

späteren Wirkl. Geh. Rats Felix von Bethmann-Hollweg aus dessen Ehe mit Isabella von Rougemont geboren. Nach dem Besuch der Landesschule Pforta studierte er an den Universitäten Straßburg, Leipzig und Berlin und diente während seiner Berliner Studienzeit sein Dienstjahr beim 1. Garde-Dr.-Regt. ab. Sein späterer Lebensgang kennzeichnet sich durch eine ungewöhnlich rasche Beamtenlaufbahn, die das beste Zeugnis für seine Fähigkeiten und seine Tüchtigkeit ist. Bereits 1886, 32 Jahre alt, wurde er



auf Grund seines vorzüglichen Assessorexamens zum Landrat des Kreises Oberbarnim ernannt. Dann kam er 1896 als Oberpräsidialrat nach Potsdam und wurde von dort aus 1899 Regierungspräsident in Bromberg. Nur drei Monate bekleidete er diesen Posten, um zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg berufen zu werden, eine Stellung, die er sechs Jahre hindurch verwaltete. 1905 wurde ihm das Portefeuille des Preußischen Ministeriums des Innern übertragen, das er zwei Jahre darauf nach dem Ausscheiden des Grafen Posadowsky mit dem des Staatssekretärs des Reichsamts des Innern vertauschte. Gleichzeitig wurde er Vizepräsident des Preußischen Staatsministeriums.

Als am 14. Juli 1909 Fürst Bülow aus dem Amte schied, fiel die Wahl des Kaisers auf diesen bewährten preußischen Verwaltungsbeamten. Genau acht Jahre lang hat er in einer Zeit, die zu den gewaltigsten Ereignissen des Deutschen Reiches gehört, die innere und äußere Politik unseres Vaterlandes geführt.

Man kann nicht leugnen, daß Bethmann damals ein schweres Erbe antrat: Im Innern die Verschärfung der Parteigegensätze, außen die Wirkungen der Einkreisungspolitik. Sein Wort vom „über den Parteien schweben“ zeigt aber klar sein Bestreben, ausgleichend zwischen den Parteien zu wirken, ein Bestreben, das freilich nur wechselnden Erfolg hatte. Dafür hatte er jedoch auf anderen Gebieten mehr Erfolg. Die Reichsfinanzreform und die Reichsversicherungsordnung kamen zustande, die Braunschweigische Thronfolgefrage fand eine befriedigende Lösung und die Elsaß-Lothringische Verfassungsreform brachte eine entschiedene glückliche Wendung im Verhältnis der Reichslande zur Reichsregierung.

Die weltpolitische Erbschaft, die Bethmann-Hollweg im Juli 1909 anzutreten hatte, wäre sicher schon allein hinreichend gewesen, um einem Staatsmann wie Bismarck Sorgen zu bereiten. Bei seinem Amtsantritt war die auf der Grundlage der entente cordiale von der politischen Freimaurerei geschickt propagierte Einkreisung Deutschlands soweit gediehen, daß sie kurz oder lang zu einem eisernen Ring werden mußte, der sich allmählich immer fester um Deutschland legte und es in seiner Entwicklungsmöglichkeit hinderte. Er erkannte klar, daß nur ein Zerreißen dieses feingespinnenen Netzes Deutschland vor einem Kriege bewahren konnte. Sein folgerichtiges Bemühen, eine Annäherung an England zu versuchen, war zunächst durchaus von Erfolg begleitet. Bereits im Dezember 1909, in seiner ersten Rede über auswärtige Politik im Reichstage, konnte er sagen: „Englische Staatsmänner, vor allem der z. Zt. leitende Premierminister, haben in Reden der letzten Zeit die Herstellung guter Beziehungen zwischen England und Deutschland als eine wichtige Aufgabe einer weisen Staatskunst bezeichnet. Ich kann die Bekundung dieser Ansicht und Gesinnung auch von dieser Seite aus nur aufrichtig und aus voller Überzeugung erwidern.“

Die Früchte seiner Politik zeigten sich nur zu bald. Als Folgeerscheinung der besseren deutsch-englischen Beziehungen trat auch eine Annäherung zwischen Berlin und Petersburg in Erscheinung. Es muß daher Bethmann-Hollweg als Erfolg seiner Politik angerechnet werden, daß sich im Herbst 1910 der Zar nach Potsdam begab, und damit die Verstimmung, die durch den bosnischen Handel zwischen Deutschland und Rußland hervorgerufen worden war, einen Ausgleich fand. Die politischen Abmachungen, die gelegentlich dieses Zarenbesuches getroffen wurden, waren wichtigster Natur und brachten die Verhandlungen über den Anschluß der Bagdadbahn an das Russisch-Zentralasiatische Bahnnetz zum Abschluß.

Trotzdem eine Besserung der deutsch-englischen Beziehungen besonders nach dem Tode Eduards VII. nicht zu verkennen ist, brachte der Marokkokonflikt im Sommer 1911 neue schwere Hemmnisse in den sich allmählich bessernden Beziehungen zwischen der deutschen und der englischen Regierung. Die schwarzen Wolken, die sich damals am europäischen Horizont auftrübten, drohten die ganze Welt mit einem furchtbaren Unwetter heimzusuchen. Aber die aufrichtige friedliebende Politik Bethmanns und auch das damalige Bestreben der englischen Regierung, einen allgemeinen Konflikt zu ver-

meiden, führten schließlich zu dem bekannten Ausgleich zwischen Deutschland und Frankreich, wonach Deutschland als Entgelt für die Anerkennung des französischen Protektorats über den scherifischen Staat gewisse Kompensationen an der Grenze von Kamerun erhielt.

Am Ende des Jahres 1911 brach der türkisch-italienische Krieg aus, dem die Bildung des Balkanbundes folgte, dessen Losbrechen gegen das Osmanenreich und der hierauf folgende Krieg um die Beute Deutschland in die schwierigste Lage brachte. Es ist ein unbedingtes Verdienst Bethmann-Hollweg's, daß er es verstanden hat, unter so erschwerenden Umständen den Weltbrand im Jahre 1912 zu verhindern. Denn sicherlich befand sich Deutschland zu der damaligen Zeit in noch ungünstiger Lage als im Jahre 1914.

Noch wenige Wochen vor dem Weltkriege konnte man den Abschluß wichtiger Abmachungen zwischen Deutschland und England bezüglich der wirtschaftlichen Arbeit der beiden großen Kulturnationen in Afrika und in Kleinasien erwarten. Dann aber wurde der glimmende Funke zum lodernen Feuer. Trotz eifrigsten Bestrebens und Einsetzens seiner ganzen Kraft, selbst noch, als der Krieg unvermeidlich schien, war es Bethmann nicht vergönnt, das Unglück, das über die ganze Welt mit den ersten Augusttagen des Jahres 1914 hereingebrochen ist, aufzuhalten. Hat sich der fünfte Kanzler durch sein Bestreben, das Unvermeidliche zu vermeiden, ein großes Verdienst erworben, so wird die Geschichte auch sicher anerkennen, daß er aufrichtig bemüht war, der Welt so bald als möglich wieder den Frieden zu geben.

Der neue Reichskanzler, der durch das Vertrauen des Kaisers an die Spitze der Reichsregierung gerufen worden ist, hat allgemein durch seine Ernennung überrascht. Unter den vielen Voraussagen der Nachfolgeschaft wurde er nicht erwähnt; erst in den letzten Stunden nannte man seinen Namen, aber auch dann nur mit Zweifel.

Viele deutsche und ausländische Blätter haben seine Wahl eine Merkwürdigkeit genannt, weil er der erste bürgerliche Kanzler des Deutschen Reiches ist. Ich kann diesen Grund nicht gelten lassen. Wenn es auch zutreffend ist, daß bisher kein Bürgerlicher den höchsten Posten im Deutschen Reiche bekleidet hat, so mag das eher auf einen Zufall zurückzuführen sein, als daß man daraus schließen darf, daß nur der Adlige in unserm Vaterlande für befähigt gehalten wird, der leitende Mann des Deutschen Reiches zu werden. Es wäre töricht, eine derartige mittelalterliche Anschauung unserem modernen Staatswesen, in dem nur die Tüchtigkeit und nicht der Name gilt, zuzutrauen. Viel merkwürdiger will mir seine Wahl in der Hinsicht erscheinen, daß er der erste Reichskanzler ist, der ohne vorherige diplomatische oder politische Betätigung von dem Posten eines Unterstaatssekretärs, also einer Stellung zweiten Ranges, zum ersten Beamten des Deutschen Reiches berufen wurde. Die Gründe für diese sprungartige Beförderung sind jedoch nicht schwer zu erraten, wenn wir nach seiner Persönlichkeit und seiner bisherigen Laufbahn forschen.

1857 in Haynau geboren, trat er, nachdem er seine juristischen Studien in Breslau beendet hatte, 1879 in den preußischen Staatsdienst ein. Bereits 1885 schied er aus dem Justizdienst aus und ging als Dozent an die Schule deutscher Rechts- und Staatswissenschaften nach Tokio. Nach 4-jähriger Wirksamkeit in Tokio trat er wieder in den preußischen Staatsdienst zurück. Zunächst arbeitete er kurze Zeit als Staatsanwalt in Schneidemühl, um dann Anfang 1892 zur allgemeinen Staatsverwaltung überzutreten, wo er als Regierungsrat in Trier und später in Arnberg Verwendung fand. Von 1897—1902 war er Oberregierungsrat und Stellvertreter des Regierungspräsidenten in Liegnitz und kam dann als Oberpräsidialrat nach Breslau. Daß sich Michaelis als Oberpräsidialrat besonders bewährt hat, und daß man schon damals an leitender Stelle seine großen Fähigkeiten erkannte, zeigt seine unmittelbare Berufung von diesem Posten aus zum Unterstaatssekretär im Finanzministerium.

Der Krieg sollte Michaelis bald vor neue Aufgaben stellen. Die lange Kriegsdauer erforderte eine staatliche Regelung der Brotversorgung. Eine Reichsgetreidestelle



wurde zu diesem Zwecke geschaffen und Michaelis mit ihrer Leitung betraut. Hier zeigte sich sein ganzes Können, seine nie ermüdende Arbeitskraft und sein glänzendes Organisationstalent. Ihm verdankt das deutsche Volk seine bis in die letzte Zeit hinein gesicherte, regelmäßige und ausreichende Brotversorgung.

Charakteristisch für seine Persönlichkeit sind die Worte, die er im Abgeordnetenhaus sprach, als er sich als Ernährungskommissar vorstellte: „Ich übernehme kein Amt, das ein Schwert ohne Schärfe ist, und behalte auch kein Amt, in dem mir nach irgend einer Richtung das Schwert stumpf gemacht werden sollte. Ich will das Amt durchhalten und werde das meinige dazu beitragen, daß wir auf diesem Gebiete unseres inneren Wirtschaftskampfes den Sieg davontragen.“ Das, was damals seine Worte sagten, verriet dem aufmerksamen Beobachter bereits sein Äußeres:

Michaelis ist nicht groß, aber unter einer hohen Stirn sitzt ein scharfgeschnittenes Gesicht, dessen Züge Willenskraft und Entschlossenheit ausdrücken.

Das Vertrauen und die Sympathien, die sich Michaelis bereits als Ernährungskommissar erworben hat, rechtfertigen auch das Vertrauen, das unser Kaiser diesem Manne durch seine Ernennung zum Reichskanzler geschenkt hat, einem Manne, der sich bisher auf jedem Posten vortrefflich bewährt hat.

Wir wissen, daß wir vorläufig nur den Mann, nicht den leitenden Staatsmann kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben. Aber wir wissen auch, daß dieser Mann nicht das höchste Amt übernommen hätte, wenn er nicht für sich überzeugt wäre, ihm gewachsen zu sein.

Bern, 28. 7. 1917.

Kr.

## Die Murmanbahn.

Von Ltn. d. R. Fels, Ragaz.

Zu Beginn des Weltkrieges standen Rußland nur drei Hauptwege für eine Verbindung mit seinen Verbündeten wie auch zur Beschaffung des nötigen Kriegsmaterials offen:

1. die Eisenbahn nach Archangelsk am Weißen Meere,
2. die transsibirische Eisenbahn,
3. die Bahn nach Tornea am Nordende des Bottnischen Meerbusens.

Die Unzulänglichkeit dieser Verbindungen trat recht bald zutage. Die erste Linie nach Archangelsk ist nur eingleisig, somit wenig leistungsfähig; zudem, ihren Weg über die Stadt Wologda nehmend, vermittelt sie einen weit besseren Anschluß an das Bahnnetz des mittleren Rußland, als nach dem näher gelegenen St. Petersburg mit seinen großen Kriegswerkstätten. Dazu kommt, daß der Hafen von Archangelsk alljährlich von Oktober bis Mai vom Eis blockiert ist und die Schifffahrt vollends aufhört. Zwar hatten im ersten Kriegswinter mächtige Eisbrecher vom Ermaktyp versucht, die Einfahrt ins Weiße Meer offen zu halten, doch war ihnen das nur einige wenige Wochen gelungen, dann mußten sie ihre Tätigkeit als vergebliches Bemühen einstellen und vor der Strenge des arktischen Winters kapitulieren.

Die transsibirische Eisenbahn ist in ihrer Leistungsfähigkeit sehr behindert durch ihre ungeheure Länge. Von Wladiwostok bis Moskau über 7500 km lang, erfordert der Transport von Gütern bei der bekannten Langsamkeit der russischen Eisenbahnzüge vier bis sechs Wochen. Fast durchgängig zweigleisig, verträgt sie jedoch eine stärkere Inanspruchnahme als die Bahn nach Archangelsk; allein wie diese, so leidet auch ihr Endpunkt im fernen Osten unter widrigen Eisverhältnissen, welche die Schifffahrt von Mitte Dezember bis Mitte April unterbinden. Die südliche Abzweigung der Bahn von Charbin nach den eisfreien Häfen Talienwan und Port Arthur kommt nur für die Lieferungen Japans in Betracht, während die Herbeischaffung der riesigen Material- und Munitionsmengen aus Amerika an die Benutzungsmöglichkeit des Hafens von Wladiwostok gebunden ist.

Die dritte Linie von St. Petersburg durch Finnland nach Tornea hat den Nachteil, nur an die schwedische Grenze zu führen und nicht ans offene Meer. Für Kriegslieferungen im großen Stil, die ihren Weg durch Norwegen und Schweden nehmen müssen, kommt sie um so weniger in Betracht, als die Verbindung der russischen mit der schwedischen Bahn keine unmittelbare ist, da der Torne Elf die beiden Endpunkte trennt.

Nun besitzt Rußland auf der Halbinsel Kola einen Hafen, der auch den Winter hindurch eisfrei bleibt: Alexandrowsk, auch Katharinenhafen genannt, an der Murmanküste. Schon im Jahre 1906, nach der Niederlage im russisch-japanischen Kriege, hatte der Gouverneur Engelhardt von Archangelsk auf die Vorzüge dieses Hafens von Archangelsk hingewiesen. In der Tat sind diese so bedeutend, daß es sich wohl lohnt, dieselben näher zu betrachten, zumal es überraschend erscheinen muß, daß ein in so hohen Breiten gelegener Hafen (Alexandrowsk liegt noch nördlich des 69. Breitengrads, also weit innerhalb des Polarkreises) auch während der Wintermonate eisfrei bleibt, wogegen andre, viel südlicher gelegene, zufrieren.

Die klimatische Bevorzugung der Murmanküste ist leicht erkennbar aus einer Betrachtung der Karte I, welche die Linien gleicher Wärmeverteilung während des kältesten Wintermonats, des Januar, zeigt. In weitem Bogen nach Osten ausholend, umsäumt die Isotherme von  $-10$  Grad das ganze Küstengebiet. Die mittlere Temperatur von Alexandrowsk erreicht nicht den Tiefstand des um 1000 km südlicher gelegenen St. Petersburg, bleibt gegen Archangelsk sogar um sieben bis acht Grade im Vorteil. Die genaueren Temperaturen des Ortes für die verschiedenen Jahreszeiten sind folgende:

Oktober—März	—	5	Grad Celsius
Ende März—Mai	+	2,77	„
Mai—Juli	+	11,11	„
Juli—Oktober	+	3,05	„

Zwei Umstände sind es vor allem, die die wenig geringen Wintertemperaturen hervorrufen: einmal,



n Stirn sitzt  
Willenskraft

ch Michaelis  
hat, recht-  
iser diesem  
er geschenkt  
Posten vor-

a n n, nicht  
en Gelegen-  
dieser Mann  
enn er nicht  
ein.

Kr.

ersburg  
den Nach-  
zu führen  
lieferungen  
Norwegen  
nt sie um  
ndung der  
ahn keine  
die beiden

insel Kola  
durch eis-  
rinenhafen  
n im Jahre  
apanischen  
hardt von  
afens von  
sind diese  
lohnt, die-  
erraschend  
en Breiten  
noch nörd-  
erhalb des  
ntermonate  
dlicher ge-

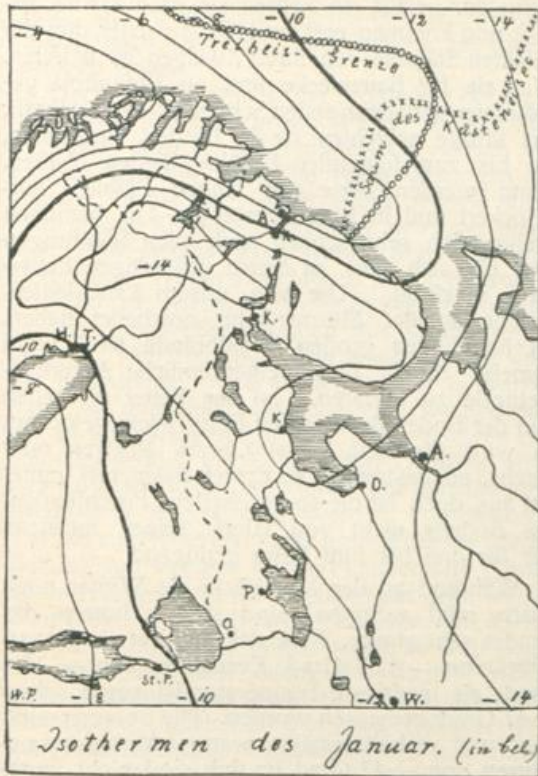
armanküste  
chtung der  
ärmevertei-  
onats, des  
Osten aus-  
0 Grad das  
perator von  
fstand des  
Petersburg,  
sieben bis  
en Tempe-  
ahreszeiten

Celsius

"  
"  
"  
die wenig  
en: einmal,

daß infolge der vorherrschenden Luftdruckverteilung auf dem Atlantischen Ozean während der Wintermonate zumeist Südwestwinde wehen. Diese bringen, da aus niederen Breiten kommend, relativ sehr warme Luftmassen weit nach Norden. Zum andern der Einfluß des Golfstromes. Bis

aber nicht zur Ausführung gekommen. Nun zwang der Krieg dazu und es konnte um so leichter zur Durchführung gelangen, als Rußland in den Tausenden deutscher und österreichisch-ungarischer Kriegsgefangener billige Arbeitskräfte zur Verfügung hatte.

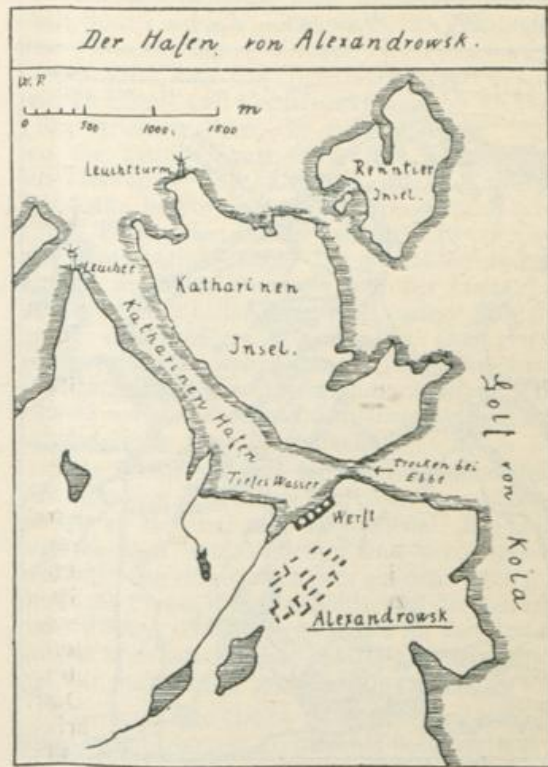


Karte I.

über das Nordkap hinaus trägt er seine warmen Wasser und verliert sich erst jenseits der Bucht von Kola. Unter seinem Einfluß bleibt die Treibeisgrenze weit von der Küste Lapplands zurück und kann auch die Bildung von Küsteneis nicht aufkommen. Die Temperatur des Oberflächenwassers hält sich auch in der Winternacht des Januar über dem Gefrierpunkt.

Außer der Eisfreiheit besitzt der Hafen von Alexandrowsk noch weitere Vorzüge, die ihn für Rußland besonders wertvoll erscheinen lassen. Über 400 Meilen wird der nördliche Seeweg gegen Archangelsk abgekürzt. Der innere Hafen bietet, da gegen die stürmischen Nordwinde durch die steiffelsige Katharineninsel geschützt, auch den größten Schiffen einen sicheren Ankergrund, zumal seine Tiefe 18—27 m beträgt. (S. Karte II.)

Besaß somit Rußland in Alexandrowsk einen guten natürlichen Hafen, so lag es nahe, die Vorteile, die derselbe bot, durch eine Eisenbahnverbindung mit der Hauptstadt St. Petersburg sich zunutze zu machen. Das Projekt war schon kurz nach dem japanischen Krieg aufgetaucht,



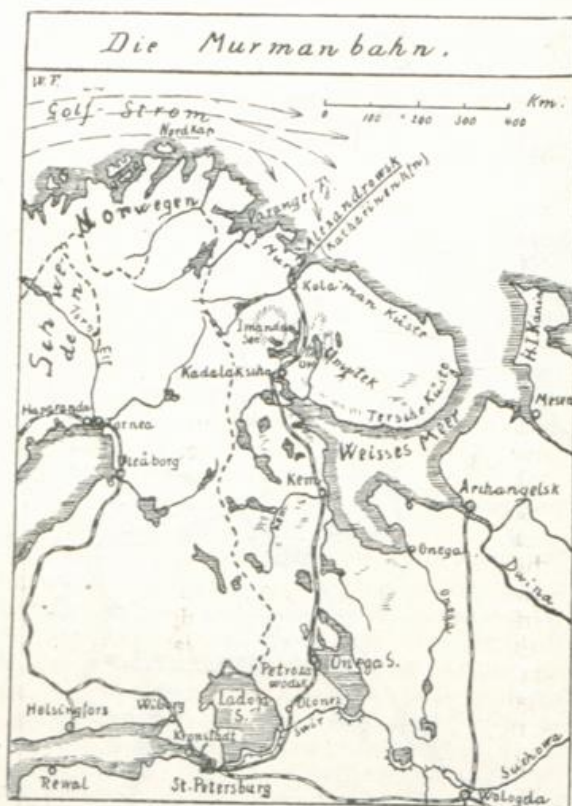
Karte II.

Die Murmanbahn, mit diesem Namen ist die Bahn bezeichnet worden, verbindet Alexandrowsk direkt mit St. Petersburg. In der Luftlinie gemessen beträgt die Entfernung 1055 km, in der Tat ist die Bahnstrecke jedoch über 1300 km lang, was der Strecke Berlin—St. Petersburg ziemlich gleichkommt. Amerikanische Ingenieure und Unternehmer waren hauptsächlich am Bau beteiligt. Nachdem einmal die Trace gezogen war, wurde von beiden Enden aus, aber auch an vielen dazwischen liegenden Punkten die Arbeit gleichzeitig begonnen.

Von der Größe des Unternehmens erhält man einen Begriff, wenn man sich den Charakter des Landes vergegenwärtigt; gehört doch die von der Bahn durchmessene Gegend zu den unwirtlichsten Rußlands, was schon in der geringen Bevölkerungsdichte von weniger als eins auf den Quadratkilometer zum Ausdruck kommt. Den nördlichen Teil der Halbinsel Kola nimmt die Pundra oder arktische Steppe ein. Es ist das Land mit sieben- bis achtmonatlicher Frostperiode und einer für den Baumwuchs zu kurzen und



dabei zu kühlen Vegetationszeit. Der Eisboden taut nur oberflächlich auf, läßt also nur flachwurzelnende Gewächse gedeihen. Zögernd schmilzt der Schnee und bis tief in den Sommer hinein kühlt das in Tümpeln stehende Schmelzwasser den Boden. Nur zwerghafte Polarweiden und



Karte III.

Birken erscheinen hier und da; sonst bedecken grüne Moospolster die feuchten, graubraune Flechten die trockenen Stellen der einförmigen Landschaft. Überall tritt zwischen den Pflanzen der nackte Boden hervor. Torfmoore sind zahlreich eingestreut. Von Ackerbau kann in dieser trostlosen Öde keine Rede sein; es ist ein Land nur für Jäger, Fischer und Renttiernomaden, deren Herden sich hauptsächlich von der Renttierflechte ernähren.

An die Pundra schließt sich südwärts das weite Gebiet der nordischen Wälder an, zunächst noch sehr unregelmäßig, hauptsächlich aus Krüppelholz bestehend, bald aber übergehend in düstere Wälder von Tannen, Fichten, Lärchen und Birken mit unergründlichen Morästen. Kümmerliche Äcker und Wiesen verraten nur selten die Spuren von der Anwesenheit eines Menschen. Die Haupterwerbszweige der hier ansässigen Bauern bilden Fischfang und Jagd, das Fällen und Flößen von Bauholz, das Bereiten von Teer und Holzkohle, sowie Viehzucht. Der Ackerbau wird dabei nicht gänzlich vernachlässigt. Der

Sommer ist kurz, aber die Bauern verstehen es, sich ihn durch eine eigentümliche Art der Kultur nach Möglichkeit zunutze zu machen. Wenn der Frühling kommt, so versammelt sich eine Anzahl Bauern, um an einer vorher bestimmten Stelle im Walde zunächst eine Lichtung auszuhaufen. Sind alle Bäume, vom größten bis zum kleinsten, gefällt, so kehren sie nach Hause zu rück und kommen erst im Herbst wieder, um die gefällten Stämme von ihren Zweigen zu befreien. Was sie für Bauzwecke und als Brennholz gebrauchen, wird beim ersten Schneefall weggeschafft, das übrige schichten sie in Haufen zusammen, die bis zum folgenden Frühling liegen bleiben. Dann werden diese mit langen Pfählen aufgelockert und in Brand gesteckt. Die Flammen breiten sich sehr schnell nach allen Richtungen aus, bis sich alles zu einem großartigen Feuermeer vereinigt. Die von unsern Landsleuten, welche an der Murmanbahn gearbeitet haben, oft berichteten großen Waldbrände sind wohl zumeist durch diese eigentümliche Ackerbaumethode zu erklären. Ist das Feuer erloschen und der Boden durch einen Pflug leicht gelockert, so wird die Saat, meist Gerste, Roggen oder Flachs, ausgestreut. Die Ernten fallen fast immer gut aus, doch ist die so geschaffene Fruchtbarkeit des Bodens nicht von langer Dauer, meistens nur für drei bis fünf Jahre genügend.

Während an der Nordküste die Winter noch relativ mild auftreten, sind sie im Innern des Landes sehr streng. Kandalakscha hat ein Januar-mittel von  $-12,7$  Grad, Kem eines von  $-13,4$  Grad; als niedrigste Temperatur ist sogar schon  $-47$  Grad gemessen worden. Die Sommer sind kurz und verhältnismäßig warm; Mittagstemperaturen von  $+47$  Grad im Juli sind nicht ungewöhnlich. Dann entsteigen Milliarden von Mücken den Sümpfen und machen das Leben fast unerträglich. Auch der dichteste Mückenschleier schützt nicht vor der Blutgier dieser Peiniger; es ist, als wollten sie sich gleichsam durch doppelte Wut für ihre kurze Lebensdauer entschädigen.

Von Alexandrowsk führt die Bahnlinie am westlichen Ufer der Kolabucht vorbei nach dem Orte Kola, nachdem sie vorher den hier mündenden Pulomafluß überschritten hat. Die Puloma hat eine Breite von 500 m; ihre Ufer sind flach und größtenteils sumpfig. Kola ist eine sehr alte Niederlassung; sie wird schon ums Jahr 1264 erwähnt. Von Peter dem Großen wurde hier eine Festung angelegt, die als Verbannungsort diente. Unter der Regierung Katharina's II. und ihres Sohnes Paul I. wurden die Befestigungen jedoch wieder geschleift und das Arsenal nach Alexandrowsk verbracht, wo eine Werft für Kriegsschiffe erbaut werden sollte. Dieser Plan gelangte auch unter Zar Alexander I. zur Ausführung, doch wurden die Anlagen im Jahr 1809 von den Engländern zerstört. Nicht besser erging es Kola während des Krimkrieges; am 23. August 1854 wurde der Ort von der englischen Fregatte Miranda



beschossen und ging zum größten Teil in Flammen auf.

Von der Kolabucht führt eine breite Talsenke nach Süden zur Bucht von Kandakscha, der westlichen Abzweigung des Weißen Meeres. Sie scheidet die Halbinsel Kola vom Lappland. Die Bahn benutzt auf ihrem Weg nach Süden diese Senke, läuft dann dem Ostufer des Imandrasees entlang nach dem Orte Kandalakscha am gleichnamigen Busen.

Der Imandrasee ist der größte See der Halbinsel Kola, 825 qkm groß. Wegen seines Fischreichtums wird er zur Sommerszeit vielfach von Lappen besucht; ständige Niederlassungen bestanden bisher an seinen Ufern jedoch nicht. Östlich vom Imandrasee erheben sich zwei mächtige Gebirgsklötze ganz isoliert über die flache Umgebung: Umptek (1240 m) und Lerjawrut (1120 m), die wieder durch einen See voneinander getrennt sind. Sie bestehen aus altem Eruptivgestein. Mit der Bucht von Kandalakscha steht der Imandrasee durch einen Flußarm in Verbindung, so daß kleine Dampfer vom Weißen Meer her in ihn gelangen können. Seine seichten Ufer gestatten jedoch ein Anlegen der Dampfer nicht; das Entladen kann nur durch das umständliche Ausbooten bewerkstelligt werden. Kandalakscha war bis zum Kriege nur eine unbedeutende Niederlassung von wenigen hundert Lappen und Finnen, deren Haupterwerb die Fischerei auf dem Weißen Meere bildete. Nach dem Verlassen von Kandalakscha tritt die Bahn in das nördliche Waldgebiet. Sie zieht sich den Ufern des Weißen Meeres entlang, dadurch das schwierige innere Seengebiet vermeidend, zugleich die Vorteile des Wasserwegs zur Heranschaffung des Baumaterials ausnutzend. Zahllose Wasserläufe mußten hier überbrückt, ausgedehnte Sümpfe zugeschüttet werden, um einen festen Unterbau für die Geleise zu schaffen. Bei der kleinen Stadt Kem überschreitet die Bahn den gleichnamigen Fluß. Dieser kommt aus dem Kutnosee. Wegen seiner vielen Klippen und

Wasserfälle ist er für die Schifffahrt nicht benutzbar. Die Stadt Kem zählte bislang 2200 Einwohner. Während der Sommermonate ist sie das Ziel vieler Bauern aus den nördlichen Gouvernements, die hier Arbeit vor allem in der Fischerei und Flößerei finden.

Von Kem führt die Bahn auf geradem Wege nach Süden an den Onegasee zur Hauptstadt des Gouvernements Olonez, Petrozawodsk. In der Nähe liegt das Olonezsche Bergrevier mit reichen Eisen- und Kohlefeldern. Schon im Jahre 1703 errichtete Peter der Große an der Stelle, wo die heutige Stadt steht, eine Eisengießerei, aus der später die Alexandrowsche Kanonenwerkstätte hervorging. Petrozawodsk zählt heute 12500 Einwohner, besitzt zahlreiche Kirchen und eine gute Bergbauschule. Die direkte Verbindung, welche die Stadt nunmehr mit der Hauptstadt des Reiches erhalten hat, wird seiner Industrie gewiß von größtem Vorteil sein. Das gleiche gilt von der alten Stadt Olonez (1600 Einwohner). Die Endstrecke der Murmanbahn zieht sich von Olonez am Südufer des Ladogasees entlang über Schlüsselburg nach St. Petersburg.

Wie schon erwähnt, ist das Schienenmaterial vorzugsweise amerikanischen Ursprungs. Ebenso verhält es sich mit dem Rollmaterial. Die Lokomotiven sind vom Malletyp und besonders für Holzfeuerung eingerichtet. Vor einigen Tagen ging durch die Presse die kurze Notiz, daß die Murmanbahn infolge schlechten Materials für den Verkehr so gut wie unbrauchbar sei. Die Untersuchung hat zur Aufdeckung großer Unterschleife geführt.

Man kann der Größe des Werkes an sich, das unter so schwierigen Umständen vollendet wurde, die Achtung nicht versagen. Doch trägt der Name der Murmanbahn ewig den Fluch, Tausenden von deutschen und österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen ein frühes Grab oder lebenslängliches Siechtum gebracht zu haben.

## U-Boote und ihre Tätigkeit.

Von Bernhard Kluge, Heiden.

Das Unterseeboot hat sich in etwa 35 Jahren zu der heute erprobten Waffe entwickelt. In Deutschland baut man die U-Boote erst seit 1907. Dafür wurde an die Lösung dieser Aufgabe mit deutscher Gründlichkeit herangetreten, um vor allem die Opfer an Gut und Blut zu vermeiden, die andere Staaten, besonders Frankreich und England, für den Ausbau der Unterseeboote gebracht haben.

Diese Erkenntnis, daß nur Versuche mit großen, als Hochseeboote gebauten Tauchbooten zum Ziele führen könnten, bescherte uns — im Bunde mit einer Reihe neuer Erfindungen auf dem Gebiete der maschinellen Anordnung und Bedienung der Ballast- und Betriebsstofftanks — diese schneidige, gefürchtete Waffe.

Als man bald nach Kriegsbeginn von den ersten Unternehmungen eines deutschen U-Bootes erfuhr, welches seinen Weg bis zur Ostküste Englands angetreten hatte, erweckte dies damals in allen Kreisen des deutschen Volkes Erstaunen.

Und doch war dies nach heutigen Begriffen nur ein lächerlich kleiner Weg. Die Überraschung nur ein plötzlich so vervollkommneten Waffe war nur dadurch möglich, daß es uns gelungen ist, während des Friedens alle Vorteile unserer so wichtigen Erfindungen geheim zu halten. Wie so manches andere in unserer Kriegführung zu Land, blieb auch die Leistungsfähigkeit des Unterseebootes der Öffentlichkeit unbekannt.

In den Zeitungen der ganzen Welt konnte man lesen, daß ein englisches oder ein französ-







stehend, die feuchten kahlen Stahlwände mit den Händen zur Rechten und Linken berühren kann.

Durch das Loch in der Vorderwand des Raumes schlüpft man zur Kommandozentrale, dem vielseitigen Reich des leitenden Ingenieurs, von wo aus dieser mit wenig Personal die äußerst sinnreich erdachten und kühn zusammengesetzten Maschinen bedient. Über dieser Zentrale erhebt sich der erzgehämmerte Turm, der durch das Turmluk beim Tauchen abgeschlossen wird. Dieser erregt das meiste Interesse, da er sämtliche für den Dienst des Bootes erforderliche Apparate enthält und nur für den Kommandanten und Rudergänger Platz zum Aufenthalt bietet. Dabei ist der Turm so geformt, daß er bei der Fahrt

unter Wasser den entgegenkommenden Wasserfäden nur geringen Widerstand bietet. Die Augen des Bootes sind die beiden Periskope oder Sehhöhren. Sie werden durch elektrische Kraft ausgedrückt und mit Menschenhand gedreht. Das Gesichtsfeld ist in senkrechter und wagerechter Richtung verhältnismäßig wenig beschränkt, während die Länge der Röhre das Fahren in solchen Tiefen gestattet, daß feindliches Geschützfeuer dem Boote nicht leicht verderblich werden kann. Zahlreiche Hilfsmaschinen zum Lenzen (Auspumpen des Wassers), für die Kompressoren und die Ventilation, für das Ankerspill (Winde) und zum Trimmen (Kohlenladen) vervollständigen die Einrichtung. (Fortsetzung folgt.)



### Den heimkehrenden Kameraden.

Ihr dürft zurück ins deutsche Vaterland,  
In seinem schwersten Kampf ihm beizustehen.  
Ihr drücktet uns zum letzten Mal die Hand.  
Der Zug fährt ab. Wir blicken unverwandt.  
Ein Hurra tönt, und Taschentücher wehen.  
Wir freu'n uns alle, daß ihr glücklich seid,  
Daß voller Freude eure Augen strahlen.  
Und doch, in unsern Herzen nagt der Neid.  
Wen drängt es nicht, in dieser großen Zeit  
Dem Vaterlande den Tribut zu zahlen?  
Ich starr' hinüber über'n Bodensee,  
Tief in der Heimat wundervolle Gauen.  
Neu packt mich heut' der alten Sehnsucht Weh.  
Wann kommt der Tag, daß ich von dannen geh'  
Und Deutschlands ganze Schönheit wiederschau?  
Lebt wohl denn, denen heut das Glück gelacht,  
Kehrt frohen Herzens in die Heimat wieder!  
Und eine Bitte nur sei euch vermächt:  
Grüßt unsrer deutschen Lande stolze Pracht,  
Grüßt sie, die für uns kämpfen, unsre Brüder!

Heiden, den 18. Juli 1917.

H. D.

### Soldat Heinrich Müller †.

Ein Schweizer Nachruf.

Der seit dem 1. April 1917 auf dem Internierungsbureau tätige Internierte Heinrich Müller, I.-R. 16, geb. 1892, von Duisburg a. Rhein wurde am 26. 7. im Friedenthal unter militärischen Ehren begraben.

Müller war seit dem 17. Dezember aus englischer Kriegsgefangenschaft in Kerns interniert gewesen und dann als Post- und später Bureauordnanz an das Internierungsbureau Gerliswil abkommandiert.

Wir alle verlieren in Müller einen frohen, stets äußerst gefälligen und guten Kameraden und wir können es jetzt noch nicht fassen, daß er so rasch und in solch tragischer Weise sein Leben lassen mußte. Müller ging vorigen Donnerstag Abend zum Baden und kehrte nicht mehr zurück. Seine Leiche konnte erst Dienstag den 24. Juli gefunden werden. Am 26. Juli vormittags 10 Uhr hat unter großer Beteiligung von seiten der internierten Offiziere und Mannschaften wie auch von Schweizerbehörden seine Beerdigung stattgefunden.

Müller hinterläßt seine alte kranke Mutter und mehrere Geschwister, von denen zwei Brüder im Felde sind. Er war die Stütze seiner Mutter und lebte hier in fast ärmlicher Einfachheit, um nur jeden Pfennig nach Hause schicken zu können. Er wollte jetzt seine Mutter zur Erholung hierher kommen lassen.

Die Teilnahme mit der zurückgebliebenen Familie ist allgemein.

Ich möchte besonders betonen, daß wir als Schweizer in Müller einen wirklich herzensguten fröhlichen deutschen Soldaten im wahren Sinne des Wortes kennen gelernt haben und daß sein so plötzlicher und trauriger Tod uns alle schmerzlichst berührt.

Im Namen des Interniertenbureaus Gerliswil  
B.

### Organisation der Arbeit und Lohnungsreglement der Internierten der Arbeitsklasse III.

(Beschäftigt in den schweizerischen und deutschen Betrieben, bei Privaten in der Industrie und in der Landwirtschaft.)

Deutsche Regionen.

1. Lohnrückhalte. Die in der Weisung vom 12. März 1917 vorgesehene Berechnung der Lohnrückhalte bleibt wie folgt bestehen:

Lohnungen bis zu 50 Cts. pro Tag sind von jeder Abgabe frei. Frei von jedem Abzug sind ebenfalls die ersten 50 Cts. einer höheren Lohnung. Bei allen Lohnungen, die 50 Cts. pro Tag übersteigen, kommen von dem Betrag, der 50 Cts. übersteigt, 40 Prozent in Abzug, wovon 20 Prozent in die Ortskasse, 20 Prozent zu Gunsten des Mannes in ein Sparkassenbuch, auf dessen Namen lautend, gelegt werden.

a) Lehrlinge. Als Lehrlinge sind solche Leute zu betrachten, welche in der ihnen zugewiesenen Beschäftigungsart keine Vorkenntnisse besitzen oder die Arbeiten nur unvollständig ausführen können bezw. eine Lehrzeit durchzumachen haben. Lohnung 50 Cts. pro Tag, frei von jedem Abzug.

b) Arbeiter. Als Arbeiter ist jeder Mann zu betrachten, der die Fähigkeit besitzt, die ihm übertragene Beschäftigungsart fachgemäß durchzuführen oder in seinem



früheren Zivilberuf arbeitet. Löhnung 20 Cts. pro Stunde mit reglementarischem Abzug.

c) Betriebsleiter. Betriebsleiter sind diejenigen Leute, welche einer Betriebswerkstätte vorstehen können und in der Lage sind, ihre Untergebenen in der Ausführung ihrer Arbeiten anzuweisen. Löhnung 30 Cts. pro Stunde mit reglementarischem Abzug.

d) Rechnungsführer, bestimmt zur administrativen Leitung eines Betriebes. Sie verrechnen die effektive Arbeitszeit je nach Umfang ihres Betriebes; die Anzahl der zu verrechnenden Stunden bestimmen die Oberleitungen der schweizerischen und deutschen Betriebswerkstätten. Löhnung 30 Cts. pro Stunde mit reglementarischem Abzug.

e) Akkordarbeiten. Der Übergang zur Akkordarbeit und die Ansätze der Akkordlöhne werden von den Oberleitungen der schweizerischen und deutschen Betriebswerkstätten auf Antrag des Betriebsleiters bestimmt. Diese Löhnungen unterliegen dem reglementarischen Abzug.

2. Abrechnung der Lohnrückhalte. Die Auszahlung der Löhnung und der Vollzug der Lohnrückhalte in den schweizerischen und deutschen Betriebswerkstätten erfolgen je am 10., 20. und letzten eines Monats. Die Rechnungsführer der Betriebe vollziehen die Lohnrückhalte und übergeben die Beträge sowohl für die Ortskasse als auch diejenigen für die Ersparnisse des Mannes dem Ortschef zur Verwaltung unter Aufsicht des Arbeitsoffiziers.

3. Internierte bei Privaten in der Industrie und in der Landwirtschaft. Für Internierte, welche zu Privaten in die Industrie oder zur Landwirtschaft zur Arbeit kommandiert werden und vom Staate in den Anstalten gepflegt und untergebracht sind, ist durch den Ortschef unter Aufsicht des Internierungs-Platzkommandanten mit dem Arbeitgeber ein Lohnabkommen zu treffen, das unter Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit des Mannes den ortsüblichen Lohnansätzen entsprechen soll. Die auf diese Weise festgesetzte Löhnung hat der Arbeitgeber alle 8—14 Tage (am sogenannten Zahltag) dem Ortschef gegen Quittung auszuhändigen. Von diesem Betrage bezahlt der Ortschef dem Mann pro Arbeitsstunde 20 Cts. aus, vom verbleibenden Betrag werden dem Mann 20 Prozent in die Ersparniskasse eingelegt, 20 Prozent fallen in die Ortskasse und der Rest steht zur Verfügung des Heimatstaates als Beitrag an die Kosten für Verpflegung und Unterkunft. Diese Beträge verwaltet der Ortschef unter Aufsicht des Arbeitsoffiziers in einer besonderen Kasse.

4. Abgabe von Landarbeitern auf weitere Entfernung, so daß die Verpflegung und Unterkunft in den Internierungsanstalten nicht mehr möglich ist. In diesen Fällen übernehmen die Arbeitgeber die Unterkunft und Verpflegung der Internierten, außerdem bezahlen sie ihnen einen Tageslohn, je nach Leistung von Fr. 2.— bis Fr. 3.— bei guter und von Fr. 1.— bis Fr. 2.— bei schlechter Witterung, welcher Betrag ihnen direkt auszubezahlen ist. Irgend ein Abzug von diesem Lohn wird nicht gemacht. Die Dauer des Arbeitsverhältnisses bei dieser Kategorie soll in der Regel nicht weniger als 4 und nicht mehr als 20 Tage betragen.

5. Einzelne in dauernder Stellung in Arbeitsklasse IV beschäftigte Landarbeiter erhalten wie die übrigen Internierten der Arbeitsklasse IV den ortsüblichen Lohn.

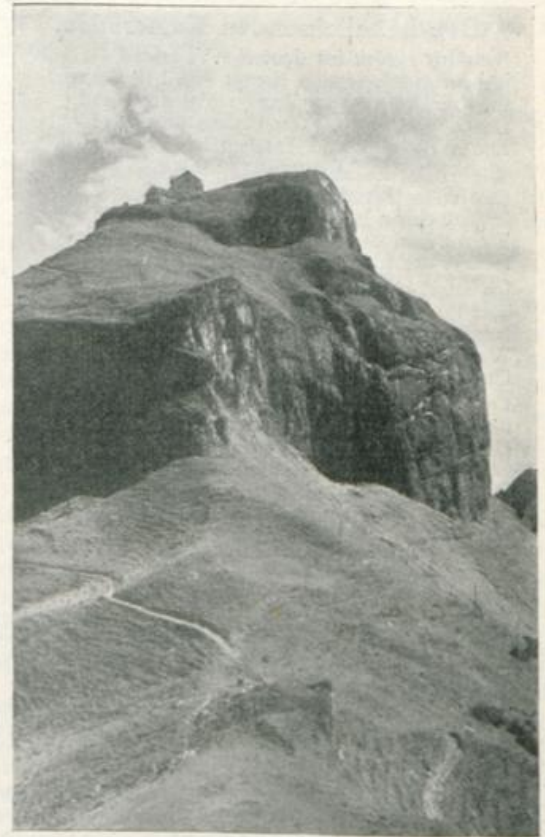
### Erhöhung des Verpflegungsgeldes.

In Hinblick auf die Verteuerung der Lebensmittel, die mit der wachsenden Dauer des Krieges auch in der Schweiz ständig zunimmt, hat die schweizerische Regierung den kriegführenden Mächten nahegelegt, das Verpflegungsgeld für ihre Internierten zu erhöhen. Als erste ist die deutsche Regierung der Anregung gefolgt, indem sie das Verpflegungsgeld für jeden deutschen Internierten um 1,— Fr. für den Tag erhöhte. Da die Hotels schon längere Zeit über die Schwie-

rigkeit klagten, bei den steigenden Preisen der Lebensmittel die Internierten zu den beim Abschluß des Internierungsabkommens festgelegten Verpflegungssätzen hinreichend beköstigen zu können, hat sich die deutsche Regierung des weiteren entschlossen, diese Erhöhung des Verpflegungsgeldes mit rückwirkender Kraft ab 1. Januar 1917 zu bezahlen. Das bedeutet eine Nachzahlung von über 1,5 Millionen und eine Erhöhung der laufenden Internierungskosten von über eine Viertelmillion monatlich. Damit hat aber die deutsche Regierung die Gewißheit, daß die deutschen Internierten hinreichend gepflegt werden können, auch unter Berücksichtigung des Umstandes, daß die jetzt ausgeheilten Internierten, die in den Werkstätten, bei landwirtschaftlichen Arbeiten oder bei der Torfgewinnung tätig sind, als Schwerarbeiter kräftigere Beköstigung benötigen als bisher.

### Der „Hohe Kasten“.

In allen Kulturländern der Erde ertönt das Loblied von der majestätischen Schönheit der Schweizer Hochgebirgswelt. Namen wie Montblanc, Jungfrau, Eiger,



Hoher Kasten.

Mönch, Rigi u. a. haben internationalen Ruhm erlangt und ziehen durch ihre alpinen Reize alljährlich einen Fremdenstrom in die Gefilde der Eidgenossenschaft, den nur der Weltkrieg vorübergehend eingeschränkt hat. Während so



reisen der  
beim Ab-  
stgelegten  
stigen zu  
erung des  
g des Ver-  
Kraft ab  
eutet eine  
und eine  
osten von  
Damit hat  
Bheit, daß  
verpflegt  
igung des  
ternierten,  
chäftlichen  
tätig sind,  
gung be-

das Loblied  
eizer Hoch-  
rau, Eiger,



erlangt und  
n Fremden-  
en nur der  
Während so

viele Tausende aus allen Ländern die Süd-, West- und Zentralschweiz bevölkern, hat dieser Fremdenstrom einen wesentlich geringeren Abfluß in letzter Zeit in das Gebiet der Ostschweiz genommen. Zu leicht ist der Nichtkenner der Verhältnisse geneigt, dies auf den Mangel an geeigneten Anziehungspunkten der ostschweizerischen Natur zurückzuführen. Nichts ist jedoch verfehlter als eine solche Annahme. Wenn auch nicht schneebedeckte Eisriesen von der Höhe der Gipfel der übrigen Schweiz das Landschaftsbild dieser Gegenden bestimmen, so steht dennoch die Schönheit des östlichen Voralpengebietes mit der Alpsteingruppe in keiner Weise dem Naturreichtum der übrigen

belegenen „Ruhesitz“ führt der Weg in kurzen Serpentinien mit Gerölluntergrund ziemlich steil hinauf über den Sattel, der den hohen Kasten und seinen Nachbar, den Kamor (1750 m), von einander trennt, hinauf zur Spitze des „Rigi der Ostschweiz“. Die Sondereigenschaften, die diesem Berge den Vorzug vor vielen seiner Brüder geben, treten in Form eines herrlichen Rundblicks sofort zutage. Nicht ein durch benachbarte Bergriesen eng begrenzter Rundblick bietet sich, wie in so vielen andern Fällen, beim Betreten dieser Bergkuppe. Meilenweit kann das menschliche Auge nach fast allen Himmelsrichtungen schweifen. Die hohen Schneeriesen des Voralbergs schließen in



Ruhesitz am Hohen Kasten, Alpstubete.

Teile der kleinen Eidgenossenschaft nach. Wir Internierte des St. Galler und Appenzeller Landstriches haben diese besonderen Eigenreize unserer Kantone auf zahlreichen Ausflügen kennen und schätzen gelernt. Der Säntis (2504 m) mit seiner Umgebung wie Altmann (2438 m), Meglisalp, Seetalpsee u. a. war und ist ein ebenso häufiges Ziel dieser Wanderungen wie der „Rigi der Ostschweiz“, der „Hohe Kasten“. Zum Lobe dieses so stiefmütterlich in den Schilderungen über die Schweiz behandelten Berges seien hier einige Worte gesagt. An Höhe steht er seinem Namensbruder vom Vierwaldstättersee nur um einen Meter nach. Der 1799 m hohe Felsblock, dessen kastenartige Form ihm den Namen „Hoher Kasten“ eingebracht hat, erhebt sich, weithin sichtbar, unmittelbar aus dem Rheintal. Der geübtere Wanderer sucht ihn auf steil ansteigenden Wegen aus der Tiefe dieses Tales zu erreichen. Gangbarer und deshalb häufiger gewählt ist indessen der Aufstieg aus dem Talkessel bei Appenzell. Eine elektrische Bahn führt aus diesem stillen Flecken, der vor allem durch seine charakteristischen Landestrachten berühmt ist, nach dem Stützpunkt für Wanderungen in den Alpstein, nach Weißbad. Nach 40 Minuten erreicht man von hier auf sanft ansteigendem Wege das kleine Bergdorf Brülisau am Fuße des Hohen Kastens. Über saftige, grüne Matten, durch die kleine Bäche munter rieseln, geht es nunmehr ständig bergan. Einzelne Bauernhöfe heben sich aus dem Wiesengrunde ab und beleben so das Landschaftsbild. Nach 1 1/2 stündigem Aufstieg im ruhigen Tempo des erfahrenen Bergsteigers gewährt die Alpenwirtschaft „Ruhesitz“ (1371 m) die Möglichkeit einer kurzen Erfrischung, die an heißen Sommertagen um so erwünschter ist, als bei dem Aufstieg über die schattenlosen Wiesen die Sonnenstrahlen unbarmherzig auf den Wanderer niederbrennen. Von dem unmittelbar am Fuße des Bergmassivs

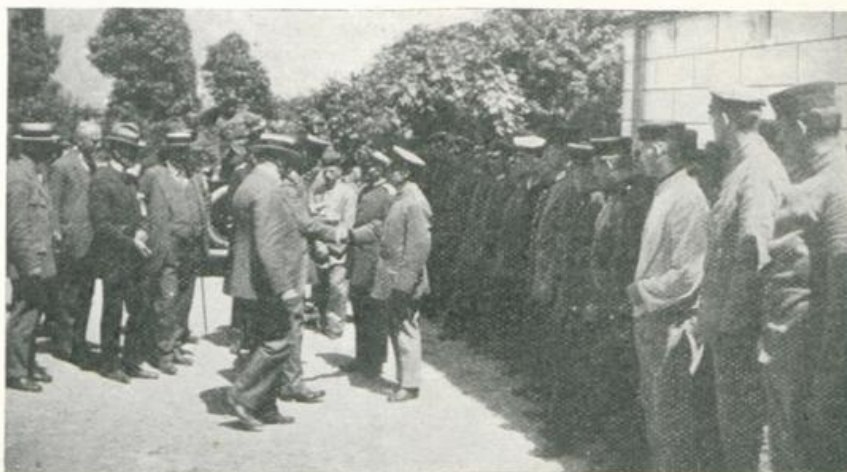
größerer Weite die Fernsicht nach Osten ab. In friedlicher Ruhe zieht der „alte Vater Rhein“ vorüber an aus der Höhe spielzeugartig wirkenden Dörfern und Städtchen der Eidgenossenschaft und der treu verbündeten Doppelmonarchie, dem „schwäbischen Meere“, dem Bodensee, zu, dessen Wasserfläche silbern aus weiter Ferne herübergrüßt. Grüne Wiesenteppiche, sanfte Hügel und Berge des schönen St. Galler und Appenzellerlandes ergänzen das Panorama in nördlicher und westlicher Richtung. Von Süden schauen aus nächster Nähe die stolzen Höhen der Säntisgruppe auf ihren kleinen Bruder, den hohen Kasten, herab. Wie ein Auge lugt aus dunklem Grunde der stimmungsvolle Sämbtisersee zur Höhe hinauf, kurzum, überall, wohin der Blick schweift, begegnet er in wohlthuender Harmonie einem Landschaftsbilde, das in einer derartigen Vielfältigkeit nur wenige Gipfel der Schweizer Alpenwelt aufweisen. Leicht verständlich ist deshalb, daß dieser „Rigi der Ostschweiz“ nicht nur ein begehrtes Ziel der Einwohner aus näherer und weiterer Ferne, sondern auch vieler deutscher Internierter ist, denen so aus der Vogelschau ein belehrender Überblick über die Stätten gewährt wird, denen sie Ruhe und Erholung nach schwerer Zeit verdanken. Berücksichtigt man noch dazu, daß der typische Appenzeller Wirt Dörig in seinem freundlichen Berghotel auf dem Gipfel dem müden Wanderer in bester Weise Erholung gewährt, so erscheint es einem unverständlich, daß der „Rigi der Ostschweiz“ seinem Namenskonkurrenten vom Vierwaldstättersee so sehr an internationaler Berühmtheit nachsteht. Jedem, der die besonderen Naturreize unseres herrlichen Voralpenlandes in gewissermaßen konzentrierter Form aus der Vogelschau kennen lernen will, sei der Besuch des Hohen Kastens dringend empfohlen. Er wird mit uns gern in das Loblied über die Schönheiten des ostschweizerischen Landstriches einstimmen. Dr. A.



## Deutsche Internierte an der Handelshochschule, Handelsschule und Gewerbeschule der Stadt St. Gallen.

Das Sommersemester 1917 wurde an der Handelshochschule von St. Gallen am 20. April eröffnet. Von Anfang bis Mitte Mai wurden von neuem Internierte zum Studium nach St. Gallen versetzt, deren Zahl sich auf 134 erhöhte. Die Unterbringung erfolgte einschließlich der im vorigen Semester aufgeführten Pensionen in 28 Pensionen und Einzelwohnungen. Die studierenden Internierten verteilen sich auf die einzelnen Schulen in folgender Weise:

Besucher der Handelshochschule, darunter 16 Hospitanten	109
Schüler des Instituts Dr. Schmidt	21
Teilnehmer an den Unterrichtskursen des kaufm. Vereins	4



General Friedrich überreicht in Beckenried einem Unteroffizier und einem Gefreiten das Eiserne Kreuz. Phot. Synnberg, Luzern.

An der Handelshochschule wurden Volkswirtschaftslehre und verwandte Fächer mit wöchentlich je 20 Stunden von 96 Teilnehmern besucht; Privatwirtschaftslehre (kaufmännische Fächer) mit wöchentlich 26 Stunden von 86; Technologie (Warenkunde, Physik und Praktika im Laboratorium) mit wöchentlich 12 Stunden von 25; Rechtslehre mit wöchentlich 12 Stunden von 89; mathematische Fächer und Versicherungswissenschaft mit wöchentlich 14 Stunden von 7 Teilnehmern. Am Unterricht in der französischen Sprache beteiligten sich in 4 verschiedenen Kursen 53; Englisch in 4 Kursen 60; Spanisch in 2 Kursen 21; Italienisch mit wöchentlich 3 Stunden 6; Türkisch mit wöchentlich 4 Stunden 11 Internierte. Der Unterricht in der türkischen Sprache wurde von einem deutschen Zivilinternierten erteilt.

Vorträge aus dem Gebiete der Kunst, Literatur, Kulturgeschichte in deutscher, englischer und französischer Sprache wurden von 36 Internierten besucht. Auch an den seminaristischen Übungen in der Rechtslehre, Wirtschaftsgeographie, Psychologie und Pädagogik haben sich Internierte eifrig beteiligt. Ein Vortragszyklus über die Entstehung der deutschen Hansa, gehalten von einem deutschen Internierten, Leutn. d. R. Professor Dr. Krabbe, wurde von zahlreichen Internierten und auch andern Hörern der Handelshochschule besucht.

In der Handelsschule des Instituts Dr. Schmidt wurde der Unterricht in Buchführung mit wöchentlich je zwei Stunden, Geld-, Wechsel- und Scheckverkehr mit wöchentlich je zwei Stunden, kaufmännischem Rechnen mit vier Wochenstunden, deutscher Handelskorrespondenz mit einer Wochenstunde und Handelsrecht mit vier Wochenstunden von sämtlichen Internierten besucht. Am Unterricht in der französischen Sprache beteiligten sich in zwei verschiedenen Kursen mit wöchentlich je drei Stunden 11, an Englisch in zwei Kursen 13, Stenographie mit drei Wochenstunden 3, Maschinenschreiben mit fünf Wochenstunden 9 Internierte.

Sämtliche Studierende der Handelshochschule, auch die Hospitanten, werden beim Verlassen der Hochschule einen Ausweis (Exmatrikel) über die von ihnen besuchten Vorlesungen erhalten. Auch ein Ausweis über die Leistungen und Kenntnisse der einzelnen Teilgebiete kann auf Grund von besonderen Prüfungen gegeben werden.

An der Handelsschule des Instituts Dr. Schmidt können besonders befähigte Internierte eine kaufmännische Diplomprüfung ablegen, die zum Besuch der Handelshochschule berechtigt. Nach Verlassen der Schule wird sämtlichen Internierten über Leistungen und Kenntnisse ein Zeugnis erteilt.

Anfang Juni wurde die Gewerbeschule der Stadt St. Gallen den Internierten geöffnet, worauf von neuem Abkommandierung von fünf Internierten nach St. Gallen erfolgte. Am Unterricht in graphischem Zeichnen, Freihandzeichnen und Malerei beteiligten sich mit wöchentlich

36 Stunden zwei Internierte; der Bautechnikerkurs mit 40 Wochenstunden wurde von einem Internierten, der Mechanikerkurs mit wöchentlich 36 Stunden von zwei Internierten besucht.

Im allgemeinen wird fleißig gearbeitet. Die Dozenten und Lehrer haben sich bisher nur befriedigt und günstig ausgesprochen.

Mit dem 1. Juli wurde die Studienregion aufgelöst; die Verwaltungsangelegenheiten wurden mit der Region St. Gallen-Appenzell verschmolzen. Die vollständige Übernahme und Regelung des neu geschaffenen Betriebes erfolgte am 10. Juli.

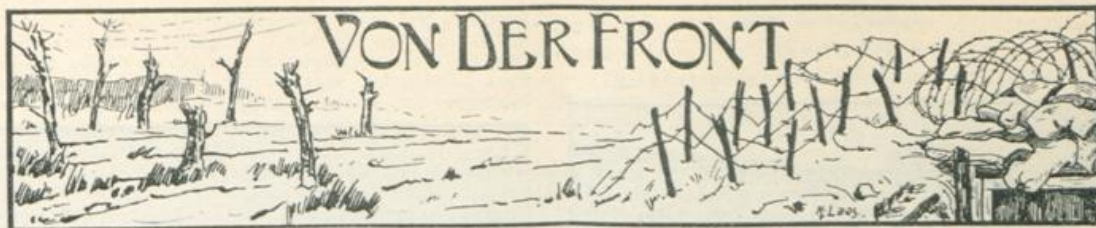
Am 8. Juni wurden sieben Internierte der Studienregion St. Gallen nach Deutschland ausgetauscht. In der Zeit vom 20. Juni bis 5. Juli schied ein Internierter krankheits halber aus der Studienregion aus; fünf Internierte wurden zum Konsulat nach Zürich, sieben Internierte zur Gesandtschaft nach Bern, ein Internierter zum Konsulat nach Bern und zwei zum Konsulat nach Lausanne versetzt.

### Ragaz.

#### Interniertenhochzeit.

Am 25. Juli fand in Ragaz die Vermählung von Herrn Hauptmann Werner von Sichart, Jägerbataillon 12, mit Fräulein Gertrud Neubert aus Dresden statt. Die kirchliche Trauung vollzog Herr Pfarrer Schuknecht aus Dresden, ein Freund der Familie der Braut, der zu dieser Feier nach der Schweiz gekommen war. Mit den Eltern der Braut, der Mutter und dem Bruder des Bräutigams geleiteten zahlreiche Hochzeitsgäste das Brautpaar zum Altar, unter ihnen der Platzkommandant Hauptmann Dr. Jaeger, Kantonsrat Simon, die in Ragaz internierten Offiziere sowie Ragazer und auswärtige Freunde des jungen Paares. Der Interniertenchor verschönte die Feier durch ein Ständchen am Vorabend der Hochzeit und den Vortrag des 22. Psalms während der kirchlichen Feier.





### Tätigkeit der Pioniere und Eisenbahntuppen beim Vormarsch in Rumänien.

(Mit 10 Illustrationen.)

Die Verteidigung Rumäniens durch seine Armee und die Russen mag noch so viele Fehler und Schwächen aufweisen; in einer Beziehung war sie meisterhaft: in der Zerstörung der Brücken und Überwege, die sie den Mittelmächten überlassen mußten. Vor allem die Russen haben

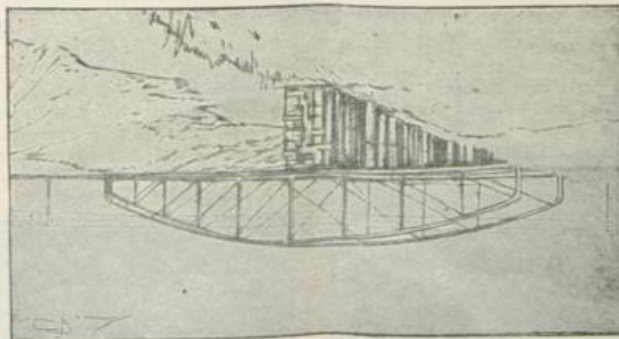
Die nebenstehenden Zeichnungen geben einige bedeutende Beispiele von Zerstörung und der nachfolgenden provisorischen Wiederherstellung. Zeichnung 1 stellt die zerstörte Brücke bei Köhalöm dar, auf der Strecke Tövis—Brasso, Nr. 2 zeigt die Wiederherstellung. Zeichnung 3 läßt Zerstörung und Wiederherstellung der Altbrücke bei Olteni erkennen, Nr. 4 und 5 veranschaulichen die Zerstörung und den Beginn von Wiederherstellungsarbeiten an der Altbrücke westlich Slatina.



Nr. 1.

auf diesem Gebiete technisch Mustergültiges geleistet; nahezu sämtliche Eisenbahn- und Straßenbrücken des Abschnittes der zweiten Phase der Kämpfe, also gerade die

Beim Studium der Art und Weise, wie die Pioniere der Verbündeten ihrer Riesenaufgabe Herr geworden sind, fallen vor allem die bestimmten gleichmäßig wiederkeh-



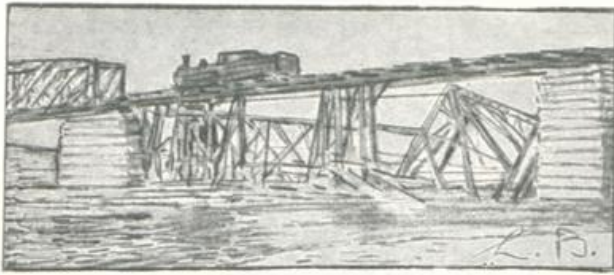
Nr. 2.

größten und wichtigsten Übergänge der östlichen Walachei, sind von ihnen in einer Weise zerstört worden, daß die Wiederherstellung nur durch Aufwand von ungewöhnlichen Mitteln an Material und beträchtlicher Zeit möglich schien. Aber auch die Rumänen haben an zahlreichen Übergängen, die, von Siebenbürgen und den Pässen bis in die Ebene, ihre Rückzugsstraßen über die mannigfachen Wasserläufe führten, durchgreifende Zerstörungserfolge erzielt, nur wenige ihrer Versuche sind gescheitert, so die der beiden großen Brücken bei Campina.

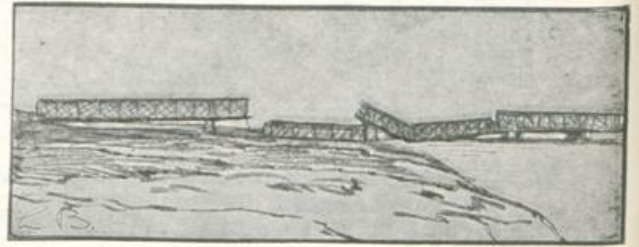
Die Aufgabe, ein solches Werk der Zerstörung auszugleichen, war das größte aller ähnlichen Probleme der gesamten Kriegsgeschichte.

kehrenden Schwierigkeiten auf. Sie bestanden im Mangel an Transportmitteln zum Heranschaffen des Materials, in der Ungunst des Baugrundes, den zahlenmäßig geringen Beständen an Mannschaft und Werkzeugen, endlich der Abhängigkeit von der allgemeinen Kriegslage und der damit gegebenen Unmöglichkeit, den Arbeitsplan für längere Zeit festzulegen. Dazu kam in zahlreichen Fällen die unmittelbare Bedrohung der Arbeit durch feindliches Feuer, durch das die Tätigkeit am Tage unmöglich wurde und des Nachts die Anwendung von Licht sich ausschloß. Endlich bereitete auch die Witterung erklärlicherweise sehr häufig Störungen und Aufenthalt; besonders hat die strenge Kälte, in deren Bereich noch die letzten Wiederherstellungs-

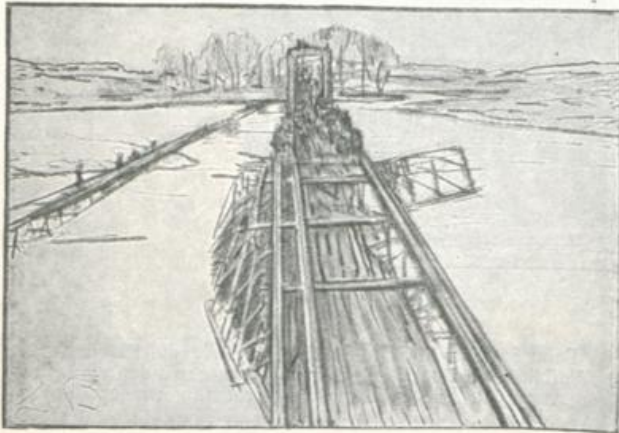




Nr. 3.



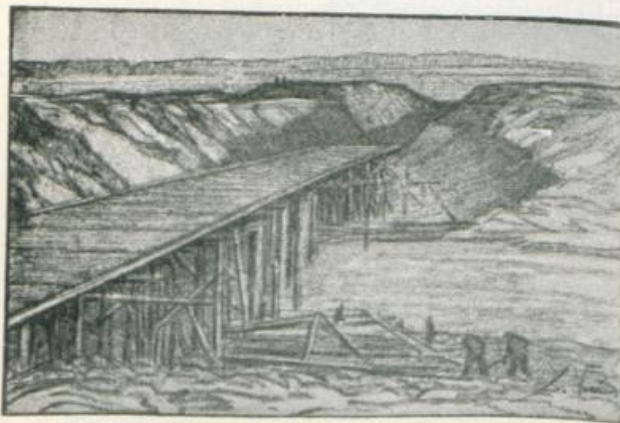
Nr. 4.



Nr. 5.



Nr. 6.



Nr. 7.



Nr. 8.



arbeiten an den großen Flußbrücken fielen, die Erfüllung des Riesenzweckes verzögert. Nicht nur wurde die Arbeit am Orte selbst durch das Eis gestört, sondern die Vereisung des Fahrwassers verlangsamte naturgemäß auch den Antransport des Materials, wodurch ein rigoroses Haushalten mit dem Vorhandenen geboten war.

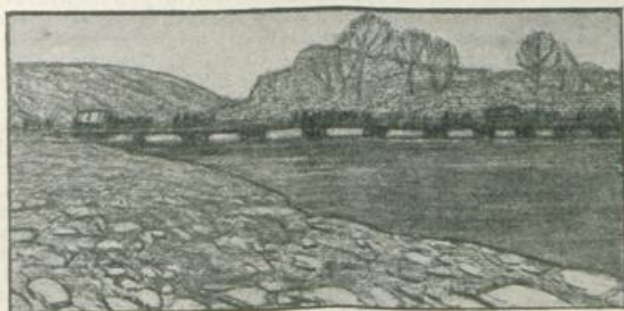
## Zur Kriegslage.

(Bis 28. Juli.)

Drei Kriegsjahre liegen hinter uns. — „Ex oriente lux“, dies war die Hoffnung unserer Feinde im August 1914; nur durch Amerika's Eingreifen noch zu einem leidlich



Nr. 9.



Nr. 10.

Nur um Andeutungen von den trotzdem geleisteten Arbeiten zu geben, sei hier auf unsere übrigen Zeichnungen hingewiesen. So stellt Nr. 6 eine neu erbaute Straßenbrücke nördlich Feldvar (Marienburg) dar, Nr. 7 den Bau einer Bergstraße von Rucar-Süd nach Dragoslavele, Nr. 8 eine im feindlichen Feuer errichtete Rahnabücke bei Rastoka, Nr. 9 eine unter schweren Schneestürmen erbaute Buzaul-Brücke bei Vernesti, endlich Nr. 10 eine in drei Tagen vollendete Pfahljochbrücke über die Zilnau, in einer Länge von 50 Metern.

Neben dieser Haupttätigkeit, die im Vorhergehenden berührt ist, erwuchs den technischen Truppen eine wahre Hydra von Aufgaben aus dem Zustand der Wege und Straßen. Ursprünglich zum größeren Teil primitiv und leichtfertig gebahnt und beschottert, versanken die meisten Wege unter der Riesenlast der niemals endenden Kolonnen, konnten nur stückweise und notdürftig hergestellt werden und boten nach kürzester Frist das gleiche Bild der Verschlammung oder Zerwühlung. Sobald Schnee fiel, wurden die Übel noch ärger, da man die Beschaffenheit der Straßen nicht mehr übersah, ohne vorher den Schnee, der sich schnell zu hohen Massen türmte, wegzuräumen. Neben diesen andauernden und weitreichenden Arbeiten mußte die Marschbewegung der Truppenreserven und Kolonnen dauernd im Fluß erhalten werden. Die Verantwortung für die unvermeidlich entstehenden Verzögerungen war eine der schwersten Sorgen der Leitung.

günstigen Resultat gelangen zu können, das ist ihre innerste Überzeugung am Juli-Ende 1917. Hierzu dürften die Ereignisse des letzten Kriegsjahres, dessen Verlauf ein für uns ganz besonders günstiger gewesen ist, wesentlich beigetragen haben. Folgender kurzer Vergleich möge diese Behauptung beweisen:

Vor Jahresfrist war unsere Offensive gegen Verdun, die gleichwohl Marschall Joffre's großzügig geplante Operation gegen die Arterien unserer Westfront, nämlich gegen die von Diedenhofen und Trier nach Montmédy führenden Bahnlinien, vereitelt und hierdurch wiederum Frankreich seines größten Heerführers beraubt hat, endgültig als gescheitert anzusehen; hatten wir uns außerdem der englisch-französischen Somme-Offensive wie des russischen Einfalls in Galizien mühsam erwehrt, während die rumänische Sphinx uns kaum zu lösende Rätsel aufzugeben sich anschickte. — Heute existiert ein kleiner Teil Rumäniens nur noch als Vasallenstaat der Entente und zuckt konvulsivisch, um vor der Balkankonferenz wenigstens noch ein Lebenszeichen von sich zu geben, die Russen werden südlich der Bahnlinie Lemberg-Brody zumindest in die Stellungen zurückgetrieben, aus denen sie am 1. Juli 1916 vorbrachen, England und Frankreich haben, dank der genial erdachten und durchgeführten Zurücknahme unserer Front in der Picardie, vergebens ungeheure Blutopfer zur Durchbrechung unserer neuen Verteidigungszonen im Westen gebracht, während unsere U-Boote rastlos an Englands Lebensmark — seiner überragend großen Handels-tonnage — zehren; Cadorna's Truppen haben sich zum



zehnten Male blutige Köpfe am Karst geholt, noch immer kämpft eine kleine Heldenschar unbezungen in Deutsch-Ostafrika, in versammelter Zentralstellung erwarten die kampfbereiten Türken ihre Gegner auf den kleinasiatischen Kriegsschauplätzen, fest und stoßkräftig stehn die erprobten bulgarischen Divisionen an den ruhmreich zurückgewonnenen Reichsgrenzen.

Ohne England's Zähigkeit, Frankreichs Patriotismus, Kerensky's Energie, Amerika's Machtmittel und Geldquellen, und Italien's Zwangslage zu unterschätzen, dürfen wir angesichts dieses Gesamtbildes felsenfest davon überzeugt sein, daß wir militärisch nicht niedergezwungen werden können. Aus diesem Kraftbewußtsein stammt unsere ehrliche Friedensbereitschaft, mit der wir in das uns aufgezwungene vierte Kriegsjahr eintreten. Daß wir in der Lage sind, wenn es sein muß, auch andere Töne anzuschlagen, sollte unsern Gegnern eigentlich auf Grund der jetzigen Operationen im Osten endlich klar geworden sein. — Sie verliefen bisher etwa folgendermaßen: Eine vom 5.—18. Juli am Berührungspunkt der deutschen Süd- und der k. u. k. 2. Armee, d. h. beiderseits der Bahn Krasne—Tarnopol, versammelte deutsche Stoßgruppe durchbrach nach nur sechsständiger Artilleriewirkung am 19. Juli die gesamten russischen Stellungen beiderseits der eben genannten Bahn im Abschnitt Hadow—Pieniaki und stand am 21. abends bereits am Westufer des Sereth beiderseits von Tarnopol. Während nunmehr die frühere Besetzung des Durchbruchabschnittes von Zalocze bis nördlich Tarnopol eine Defensivflanke bildete, schwenkte der südliche Teil der Durchbruchgruppe nach Süden ein und zwang hierdurch die 7. russische Armee zum Rückzug. Ihr folgte die deutsche Südarmee (Graf Bothmer), mit dem linken Flügel längs der Linie Pomorzany—Trembowla (Orte einschl.), mit dem rechten Flügel entlang dem Nordufer des Dnjestr. Dadurch wurden auch die südlich dieses Flusses von der 8. russischen Armee erkämpften Stellungen unhaltbar, so daß auch sie nach Südosten weichen mußte, gefolgt von der Armee Kritek, deren rechtem Flügel hierbei die allgemeine Richtung Nadworna—Kolomea—Snyatin—Bojan zugewiesen sein wird. Im Laufe dieser Verfolgung erreichten die Armeen Bothmer und Kritek bis zum 28. abends etwa die allgemeine Linie Husiatyn—Zaleszczyki—Snyatin. Innerhalb derselben Zeit erkämpfte die inzwischen mit der Front nach Osten bereitgestellte deutsche Stoßgruppe die ungefähre Linie Loszniow (nördlich Trembowla)—Eisenbahnbrücke 10 km nordöstlich Tarnopol, während südlich des

Pruth die in den Waldkarpathen operierende Armee Koevess sich — mit ihrem linken Flügel in Richtung Czernowitz — der allgemeinen Vorbewegung anschloß. An dieser operativen Lage vermochten die von den Russen bei Jakobstadt, Dünaburg und im Raume Smorgon—Krewo, sowie die seitens der Russo-Rumänen zwischen Susita und Putna-Tal geführten Entlastungsstöße trotz örtlicher Erfolge nicht das geringste zu ändern. Das Unangenehmste für die russische Heeresleitung dürfte aber der deutsche Erfolg beiderseits Tarnopol sein, weil hierdurch die Neubildung ihrer Front bis auf die Grenzlinie zwischen Brody und Bojan zurückverlegt werden muß. Infolgedessen war der Widerstand im Abschnitt von nördlich Trembowla bis nordöstlich Tarnopol ein sehr erbitterter und äußerte sich auch in der Form von Gegenangriffen, deren einer 16 Glieder tief geführt worden ist. Überhaupt müssen wir uns davor hüten, die offenbare Demoralisation innerhalb der russischen Armee zu überschätzen; denn zweifelsohne sind die diesbezüglichen Stellen der russischen Heeresberichte in der Absicht, hierdurch die maximalistische Bewegung im Innern zu ersticken, weit übertrieben! — Ohne der weiteren Entwicklung der Dinge hier durch Voraussagen vorgreifen zu wollen, sei festgestellt, daß die Russen bedeutend geschickter operiert haben würden, hätten sie ihre nördlich des Pripet zu von vornherein ergebnislosen Angriffen vorgeführten 16—20 Divisionen unverzüglich zum Gegenstoß beiderseits der Bahn Dubno—Brody—Lemberg (unter starker Flankensicherung gegen Wladimir Wolynskij) herangezogen. Das gleichzeitige Verfolgen mehrerer, verschiedener operativer Ziele hat sich in der Kriegsführung noch stets als falsch erwiesen.

Unerhörter Geschützdonner kündigt bereits seit dem 17. Juli die größte Offensive an, die bisher von England unternommen worden ist. Als ihr operatives Ziel wird man schon heute die Linie Werwick—Staden—Ostende bezeichnen dürfen. Sehr wahrscheinlicherweise wird diese gewaltige Operation durch Angriffe beiderseits Lens, vielleicht auch im Raume von St. Quentin unterstützt und vervollständigt werden und möglicherweise sogar die Flotten in Aktion sehn. — Angesichts solcher Perspektiven darf man ohne Übertreibung sagen, daß die bisher führende Ententemacht diesmal auf's Ganze zu gehn fest entschlossen ist! Mit diesem Maßstabe wird man deshalb ihren Erfolg oder — wie wir zuversichtlich hoffen — Mißerfolg messen müssen.

29. 7. 17.

Graf Bassewitz.



### Aus dem Zyklus „Berglieder“.

Von Paul Baumann, Int., Zürich.

Schau die Blumen auf den Bergen,  
Wie sie voll und glühend stehn  
Und mit großen Kinderaugen  
Unverwandt zur Sonne sehn.

Laß das Herz nur glühn und leuchten,  
Wenn es eine Sonne schaut,  
Laß es sorglos sich entfalten,  
Wenn es liebend sich vertraut.

Denn es lockt der Lenz die Blumen  
Aus der Erde sonnenwärts  
Und erhellt mit Liebessehnen  
Das vergräunte Menschenherz.

### Die militärpflichtige Tante.)

Von Adolph Bayersdorfer.

Der einzige Mensch, den ich noch mit einem Haarbeutel gesehen habe, mit einem solchen nämlich, wie man sie vor Zeiten außen am Kopfe trug, war mein alter Großoheim, welcher vordem beim deutschen Reichs-Kammergericht in Wetzlar angestellt gewesen und zugleich mit diesem berühmten Institut in eine wohlverdiente Pension gegangen war. In dem komplizierten Räderwerk des obersten deutschen Gerichtshofes hatte er ein kleines Federchen, Rädchen oder Kettchen vorgestellt als ein versteckter Unterbeamter einer untergeordneten Registraturkanzlei, welche ihrerseits wieder die Unterabteilung einer

\*) Aus dem 6. Bande der Deutschen Humoristen (Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel).



anderen war. Wenn ich nun meines Großheims ganzen Titel beschreiben wollte — eine einzige monströse Namenkumulation, welche in pünktlicher Fixierung die Titulaturen aller Stellen von oben herab gewissenhaft mit einschloß, bis sie bei seinem bescheidenen Posten angelangt war — so müßte ich mindestens einmal dazwischen frisch Tinte schöpfen, gleichwie die Leute, die so viel Zeit hatten, ihn bei seinem ganzen Titel rufen zu können, einmal Atem holen mußten unter der Absagung dieses einzigen Wortes.

Der gesegnete Träger dieser Titelschleppe, deren Länge, wie herkömmlich, im umgekehrten Verhältnis zum Gehalte ihres Eigentümers stand, war ein hagerer, schweigsamer Mann mit knochigem Gesichte, der gleich der verkörperten Theorie immer ganz grau und altväterlich gekleidet einherging, bis an den Hals zugeknöpft. Pedanterie in allen Dingen war wohl seine einzige Passion. Er fand einen Genuß in der Pünktlichkeit, mit welcher er jeden Tag zu den gleichen Stunden das Gleiche tat, und auf seinen Spaziergängen, die den größten Teil seiner Mußstunden (er hatte deren täglich vierundzwanzig) in Anspruch nahmen, sah man ihn immer mit denselben Glockenschlägen um dieselben Ecken biegen. Der Späzmacher des Städtchens richtete solange seine Uhr scherzweise nach meines Großheims Spaziergängen, bis er endlich für gut fand, diese Art der Zeitregulierung in vollem Ernste beizubehalten.

In der mediatisierten Reichsstadt, woselbst er seine Pension verzehrte, war er zur Zeit meiner Schuljahre, wie gesagt, der einzige Mensch mit einem Haarbeutel und deswegen für uns reichsstädtische Jugend eine besonders interessante Gestalt, welche wir gleich einer Reliquie halb mit ehrwürdiger Scheu, halb mit dem aufkeimenden Spotte eines zweifelnden Gemütes, das sich der verderblichen Aufklärung zuneigt, anzustauen gewohnt waren.

Mein Großheim war mit meiner Großtante verheiratet, ein Umstand, dessen Zufälligkeit mir als Kind viel zu denken gab. Die Großtante war eine altmodische Frau und hatte ihrem Manne drei Töchter beschert, welche auch nie recht in die Mode kommen wollten. Die dritte, welche fast zwei Jahrzehnte jünger war als ihre Schwestern, hatte den seltenen Namen Mauritia und war als meine Tante bei allen Wendepunkten meines jungen Lebens, von der Taufe angefangen bis zur Erlangung der Toga virilis, mein religiöser Beistand. In ihren späteren Tagen bekam sie dasselbe verblühene Kanzlei-Aussehen, wie es ihr Vater gehabt hatte, und glich ihm überhaupt mehr, als ihrer Weiblichkeit gut stand.

Das mochte mit den ersten Eindrücken zusammenhängen, welche sie in ihrer Jugend erfahren hatte, denn die Geburt meiner Tante fiel in die wüsten Kriegsjahre am Anfang unseres Jahrhunderts, und Trommeln und Schießen war ihren kleinen Ohren geläufiger geworden als Wiegenlieder. So war sie denn unter dem Zeichen des Mars zur Welt gekommen und konnte sich diesem planetarischen Einflusse so wenig entziehen, daß sie sogar in ihrem einundzwanzigsten Jahre konskribiert wurde.

Das kam aber so. Als sie ungefähr drei Jahre alt war, nahm der schreckliche Kriegslärm, der mit Feuer und Schwert über die Länder gezogen war und wie manche Gegend, so auch meines Großheims Wohnsitz doppelt und dreifach heimgesucht hatte, ein ersehntes Ende, und ein zaghafter Friede, an dem niemand recht glaubte, kam schüchtern ins Land geschritten. Mit ihm aber auch eine Anzahl kaiserlicher, königlicher, kurfürstlicher und anderer Kommissäre, welche die vielen Gemeinde- und Kirchenbücher, Taufregister und Steuerlisten, die von der Kriegsfurie waren vernichtet oder verschleudert worden, so gut es eben gehen wollte, mit oder gegen den Willen der geliebten Untertanen wiederherstellen sollten.

Von dem ersten und wichtigsten Punkte nun, dem der Steuern, abgesehen, lag es den huldreichen Landesvätern am Herzen, durch eine sorgfältige Aufnahme des Familienstandes ihrer Landeskinder die verloren gegangenen Standsregister zu ersetzen, um in späteren Jahren nicht der langen Konskriptionslisten entbehren zu müssen und so um die schönen blankgeputzten Soldaten betrogen zu

werden, die so herrlich „Präsentiert's Gewehr“ machen können. Die Leute aber hatten in ihrer Untertanentreue den väterlichen Kunstgriff bald losbekommen und verleugneten ihre männliche Nachkommenschaft, wo und wie sie nur immer konnten. Und weil sie und da einer auf dem Betrage ertappt wurde, so wurden die mit diesem Geschäfte betrauten Regierungs-Kommissäre immer strenger und mißtrauischer, kontrollierten ihre Bezirke öfter und schrieben manchen zweimal auf, der später nur einmal konskribiert werden konnte.

Eines Tages nun erschien ein solcher Regierungsbeamter in Begleitung eines Schreibers in der Wohnung meines Großheims, der eben in einem alten vergessenen Buche über ein altes vergessenes Rechtsverfahren las und die eintretende Gesellschaft nicht eher bemerkte, als bis ihn das plötzliche Stillstehen der schnurrenden Spinnräder seiner Frau und Töchter aus dem träumenden Nachdenken weckte. Er klappte also bedächtig das Buch zu, nachdem er vorsichtigerweise durch ein eingebogenes Eselohr die Stelle bezeichnet hatte, wo er in einem endlosen Fiskalatsprozeß die interessante Lektüre hatte unterbrechen müssen, und fragte die Herren nach ihrem Begehre. Die Frau und die beiden Töchter standen wie bei jedem Besuche, der in den Hafen ihrer Häuslichkeit verschlagen wurde, verlegen und mit überflüssigen Gesichtern in den Ecken, als ob sie sich selbst im Wege wären, während sich die kleine Mauritia, in der Familie herkömmlich „Moritz“ geheißen, hinter die geöffnete Tür des Schlafzimmers geflüchtet hatte.

Der Herr Kommissarius nun, der eine Uniform anhatte und für andere Leute streng, für sich selbst aber selbstgefällig schlaue aussehen wollte und aufs Haar einem Narren glich, fragte mit geheimnisvoller Weitschweifigkeit vorerst den Familienvater um seinen Namen und Stand, dann um Frau und Kinder, worauf ihm der Großheim die beiden Töchter vorstellte. Diese traten, nicht eben reizende Gestalten, mit plastischer Unweltläufigkeit, linkisch und hocherrötend, vor und hatten ein Ansehen, als erwarteten sie mit schuldbewußten Mienen, aber heroisch gefaßt, einen grausigen Urteilspruch. Doch es wurden bloß ihre Namen in die Liste geschrieben, gleichwie vorher die Namen von Vater und Mutter. „Habt ihr sonst keine Kinder?“ fragte nun der fremde Mann sehr strenge. „Doch, noch ein kleines“, antwortete die Frau, welche ihrem Manne zuvorkommen wollte, „aber sie werden entschuldigen, es ist noch gar nicht gewaschen und ordentlich angezogen.“ — „Das hat nichts zu sagen“, erwiderte der Mann mit wunderbarer Mischung von Herablassung und Strenge. Die kleine Mauritia mußte also vorgestellt werden, und während die Großtante rief: „Moritz, Moritz, wo bist du denn, komm einmal her und gib dem Herrn Vetter die Hand“, stürzten die beiden Töchter mit Häscherschritten hinter die Tür, zogen Fräulein Mauritia, die sofort ihr Kriegsgeheul anstimmte, ziemlich gewalttätig hervor, putzten ihr mit einer Schürze die Nase und sahen sie drohend und grimmig an, froh, daß das unbekanntes Verhängnis über ihre eigenen Häupter hinweggezogen. Tantchen Moritz aber, in dem beneidenswerten Stadium der Erscheinung sich befindend, in dem es auch dem geprüfsten Kenner nicht möglich wird, sei es aus der Gesichtsbildung, sei es aus der Tracht einen Schluß zu ziehen auf das Geschlecht, dem ein kleiner Weltbürger künftig angehören sollte — konzertierte ruhig weiter, während der Großheim dem Beamten Zeit und Ort der Geburt des kleinen Schreihalses gewissenhaft angab. Schließlich schrieb dieser strenge Mann eigenhändig noch eine Bemerkung in die von seinem Schreiber ausgefüllte Liste und empfahl sich. Der Oheim setzte sich wieder an seinen Prozeß, nachdem er noch für seine Frau und Töchter die erklärenden Worte hatte vernehmen lassen: „Das waren die Herren von der neuen Volkszählung,“ und Frau und Töchter setzten sich wieder an ihre Spinnräder, und der kleine Moritz schluchzte sich in einem Winkel in großen Pausen langsam in den Schlaf.

(Schluß folgt.)



## Die werdende Macht.

Roman von Otto v. Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ernst lachte:

„Beinahe hätte ich etwas erlebt, Papa! Sie hetzten unsere Flottille während der Manöver reichlich herum, und in der Nacht nach einer Übung sah sich der Chef genötigt, einen Hafen zum Kohlen anzulaufen. Da wir nordwestlich vom Kap Helder, etwa auf der Höhe von Hull, waren, fuhr er nach der englischen Küste, ich denke nach Yarmouth. Unterwegs waren wir schon, als er plötzlich seinen Entschluß änderte und Kurs auf Rotterdam befohl. Dort hatte ich ihm eine Meldung zu machen, als er gerade flüchtig in eine neue Zeitung blickte und mir lachend die Depeschen zeigte. Du wirst dich erinnern, daß die englischen Geschwader im Alarmzustand unter Dampf lagen und darum eine plötzlich in der Nacht vor Yarmouth auftauchende deutsche Flottille ohne Zweifel mit Feuer empfangen hätten.“

„Ein Wunder, daß das Pulverfaß nicht aufflog, mein Junge. Gepaßt hätte es mir, und namentlich die Engländer warten nur auf unsere schwache Stunde. Auch auf die hier“ — sein Daumen in weißem Leder wies über die Schulter nach hinten zur Grenze und zum Ort der Begegnung — „bin ich nach dreieinhalb Jahren in Remilly bis zum Platzen geladen. Mich persönlich könnten wie jeden Offizier ihre Hanswurststreiche kalt lassen, aber die Mutter leidet mit allen unseren Damen durch sie. Auf die Marokkokrise folgt die Balkan-, die Zeppelin-, die Rumplertauben- und der Teufel weiß, was noch für eine Krise. Sie schreiben und schreiben, daß wir denken müssen, es geht endlich los. Seit vier Jahren leben die Damen in der ewigen Sorge, die nächste Stunde bringe den Befehl, auf den sie nur noch die Wohnung abschließen und zum Bahnhof gehen können, um vom lieben Hausrat, an dem doch Frauen hängen, nach dem Feldzug nur Trümmer wiederzufinden. Denn gehaust wird hier einmal wie überall, wo gekämpft wird! Deine Mutter ist der Tapfersten eine, aber doch sehe ich, wie die ewige Sorge an ihren Nerven und ihrer Gesundheit nagt.“

Den Kopf gebeugt, sprach der Vater weiter: „Und wenn ich nachts höre, daß die Frau, der ich beim Gang über die Straße die Hände unter die Füße halten möchte, sich ohne Ruhe und Schlaf im Kummer wälzt, packt mich kalte Wut in Gedanken an die Maulhelden, die seit vierzig Jahren mit dem Säbel rasseln, ohne sich uns vor die Klinge zu wagen. Tun sie es aber einmal . . .“

Der alte Herr reckte die Glieder, daß die Wölbung der Schultern verschwand. Ernst wußte, daß er die Faust ballte . . . „Wir haben uns hier, die Grenze hinauf und hinab, ohne Worte zu machen, ein Versprechen gegeben. Kommen sie uns“ . . . er hob auf dem eroberten Boden des lothringischen Dorfes die geballte Faust wie zum Schwur vor die Brust . . . „dann finden sie keine Gnade, kein Erbarmen! Dann wird die Frau deines Sohnes frei von Sorgen leben, wenn der König ihn an die Grenze schickt. Das verspreche ich dir, mein Junge, und wie ich denkt jeder von uns, auch in der Mannschaft, namentlich der Unteroffizier, dessen Frau die Großmüdigkeit der Schwätzer nicht minder quält.“

Sie gingen zwischen den niedrigen Häusern der Hauptstraße und sahen in Höfe, auf denen Schneehügel lagen. Die weiße Decke verhüllte den Mist, den der lothringische Bauer unter den Fenstern seiner Wohnung verfaulen ließ. Zu den niedrigen Dächern hätte Ernst mit der Hand fassen können. Unter ihnen schien der Ort zu schlafen. Selten blickte ein Auge durch das mit dem Hauch des Mundes geöffnete Loch im Eis an den Fensterscheiben. Immerhin schien unter dem Schnee das schmutzige Nest sauber, und hell glitzerte der Sonnenschein auf dem weißen Gefunkel, aber das schöne Wetter konnte keine Freude in ihm wecken.

Verstimmung brachte ihm nicht nur des Vaters Schilderung vom Kummer der Mama. Der Mutter durfte er neue Sorgen nicht machen. Er hob den Kopf zum Vater:

„Also hätte Mama es schwerer als wir. Ich habe mir nie vorgestellt, daß sie dich, wenn die Depesche kommt, nur gerade noch zu Pferde steigen und nach der Kaserne reiten sehen kann, ehe sie mit dem Mädchen abfährt.“

„An dich auf dem Torpedoboot dürfte sie auch nicht mit Behagen denken. Ein sehr ausführliches Lebewohl wirst du ihr kaum schreiben können.“

„Nein, ich fahre mit den ersten Vorposten los. Übrigens so leicht kann mir nichts passieren. Ich halte das Kommando auf einem Torpedoboot im Kriegsfall für eine Lebensversicherung des Seefiziers, denn wenn wir angreifen, kriegen sie einen Bammel, daß sie nicht mehr zielen können.“

Der Oberst konnte wieder schmunzeln, als er sah, wie der Sohn beim Sprechen den Unterkiefer vorschob. Vertrauen des Soldaten in seine Waffe war der halbe Sieg. Sie hatten es also verstanden, den Geist der alten Armee in die junge Flotte, auf Wasser und Schiffsplanken zu tragen. Und der Junge durfte dabei helfen. Einst war ihm Ernsts Wunsch, zur See zu gehen, so unverständlich wie unerfreulich gewesen. Sein Sohn gehörte in die Armee, aber nicht unter Wasserkutscher. Aber seither war ihm von irgendwoher ein Ahnen gekommen, daß oben an der fernen Nordseeküste eine Fahrt zu neuer Größe gerüstet werde. Wohin sie führen sollte, wußte niemand. Es mochte noch ein Weilchen dauern. Aber schließlich kam es einmal. Dann würde es gut tun, zu wissen, daß auch sein Fleisch und Blut am Ruder stand.

Sie waren auf dem Platz vor der für die Garnison erbauten kleinen Kirche hinter kahlen Pappeln. Er konnte wieder lächeln.

„Ich hätte mich nicht ereifern sollen. Wir wollen heute nicht im Zorn in die Kirche treten.“

Der Sohn wußte, daß der Vater dachte: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Da klangen Männerstimmen mit Orgelblasen zusammen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her . . .“

Sie nahmen Helm und Mütze ab. Auf der kleinen Bank, in der sonst der Garnisonälteste und Regimentskommandeur vor seinen Offizieren mit der Frau saß, öffneten sie die Bücher. Beim Singen waren Ernsts Gedanken bei Else, bei Grete und der Mutter. —

Frau Barenheim trat gegen zwölf Uhr in des Obersten Arbeitszimmer. Eben hatte sie das Mädchen hineingeschickt, denn in den Bechern lag noch die Asche der Morgenzigarren. Hell fiel das Licht der Weihnachtssonne mit drei steilen, glitzernden Balken von Glanz in den behaglich warmen Raum. Nach Süden gelegen, war er der wohllichste und darum von ihr für den Mann bestimmt. Der Hochgewachsene, Schmalschultrige war in jungen Jahren nicht ganz fest auf der Brust gewesen. Wenn er hustete, reichte sie ihm noch jetzt zwölf Tropfen aus der Flasche mit dem Hausmittel ihrer Eltern, und wenn der eisige Nordost von den Bergen wehte, ließ sie hier tüchtig einkacheln. Sie legte die Hand an den Ofen.

„Bringen Sie das Frühstück heute hierher, Marie. Die Herren müssen gleich kommen.“

Wirkliche Feiertagsstimmung warf die Sonne durch die drei Fenster. Mann und Sohn sollten ihre Brötchen aus der Hand essen. Eigentlich verdarb ihnen das Frühstück den Appetit, aber Soldaten war es die liebste Mahlzeit, und der Gang durch die frostige Luft mußte Hunger bringen.

Sie trat ans Fenster. Langsam, vornübergelehnt, die Hände auf dem Rücken, stiegen sie plaudernd den Hügel hinan — ihre Herren, wie Mutterstolz die beiden auch im eigenen Denken nannte, seit der Sohn erwachsen und Offizier war. Nun trug er die Achselstücke des Hauptmanns. Wie lange hatte sein Vater darauf warten müssen. Doch die Zeit lag zurück, und der Himmel hatte gegeben, daß Ernst auch von andern Sorgen wenig zu spüren hatte. Eine Flasche Wein, die Marie eben neben die Brötchen stellte, hatte der Mann als junger Hauptmann nicht bei seinem Frühstück gefunden.

Dicht gegen die Scheibe hielt sie die Augen. Gern hätte sie das Fenster geöffnet, um zu sehen, wie ihre stattlichen Herren in die Haustür traten.



Da klirrten schon des Mannes Sporen. Der Säbel klapperte, und Ernst hing wohl den hübschen kleinen Dolch daneben. Die alte Treppe knarrte. Die Tür ging auf. Der Mann lachte herein: „Na wie geht's mit dem Schnupfen, Mamachen? Ah, du hast uns zu schnabulieren besorgt.“ Er rieb sich die Hände: „Hast du auch Hunger, mein Sohn?“

Ernst begrüßte die Mutter. Seine Finger ließ sie nicht gleich los und zog ihn neben sich. Immer wollte sie ihn festhalten, wenn er nach Hause kam, weil er doch auf See und in Gefahr lebte.

„Langt zu!“  
Ihre Augen folgten des Sohnes Hand, die zum Teller griff. Niedersitzend fragte sie, wie der Pfarrer gepredigt habe. Der Oberst ging zu seinem Schreibtisch, ließ den Stuhl rechtsrum machen und setzte sich mit dem Rücken zum Fenster so, daß er nach Gewohnheit das ganze Zimmer übersah. Ernst mußte auf dem Ledersofa bei der Mutter Platz nehmen, und da sie ihm in die Augen sah, hatte er ihre Frage zu beantworten: „Gut, Mama.“ — Das wunderte sie, denn ihr und dem Mann gefiel der neue Prediger nicht. — „Er sagte . . .“ „Ja, was hatte er gesagt?“

Die Mama krauste erstaunt die Stirn, als der Sohn stockte, denn wenn jemand von der Familie die Kirche nicht besuchte, mußten die andern über die Predigt berichten können. Der Oberst glaubte Ernst retten zu müssen:

„Rate, wer dich grüßen läßt, Mamachen!“ Gleich fuhr er fort: „Raderns gingen vor uns her. Ich rief die kleine Frau an und fragte, wie ihr Junge mit dem Weihnachtsbaum zufrieden sei.“ Er wendete sich zum Sohn: „Sie ist nämlich Mamas Liebling unter den Damen.“

(Fortsetzung folgt.)

### Gottfried Keller.

Von Einj.-Freiw. Hans Langkopf, Chur.  
(Schluß.)

Ein bestimmtes Ziel hatte er erreicht; aber wie war er dazu gekommen? Daß nach diesen Enttäuschungen und Entbehrungen, diesen äußeren und seelischen Leiden es wie ein Gefühl freien Aufatmens durch sein ganzes Wesen ging, als er den Fuß wieder auf die Heimat Erde setzte, ist begreiflich. Mutter und Schwester waren über alle Maßen froh, ihn wieder daheim zu wissen, wo sein Zimmer schon lange bereit stand und ein Platz mehr am einfachen Tisch keine weiteren Beschwerden verursachte. An Plänen, schriftstellerisch weiter zu wirken, fehlte es ihm auch nicht. Den patriotischen Dramatiker zwar hatten seine Gönner und Freunde der Zürcher Regierung nicht gewonnen; aber als bald nach seiner Ankunft Auerbach in der „Allgemeinen Zeitung“ begeistert das Lob der Seldwylers sang und ihn damit für die Literatur „eichte“, zogen auch viele den Hut vor dem einheimischen Dichter, ohne allerdings gleich seine Werke zu lesen oder gar zu kaufen. Er fand einen geistigen Kreis in seiner Vaterstadt, der sich mit der Öffnung des Polytechnikums aufgetan hatte, wie ihn Zürich seither nicht wieder gesehen hat: Vischer, Semper, Bolley, Moleschott, Kochly, alle verkehrten freundschaftlich mit dem hochgeschätzten Manne; in der kunstsinnigen Familie Wesendonck war er bald zu Hause und kam dort viel mit Richard Wagner zusammen; der liebe Freund Baumgartner war noch da, und zu ihnen gesellte sich der Maler Rudolf Koller; Herwegh kam wieder, Hettner und sein nachmaliger Intimus Paul Heyse. In den Professorenkreisen hätte man den geschätzten Mann, der nun die Mitte der dreißiger Jahre überschritten hatte, gerne in einer sicheren Lebensstellung gesehen, und als hauptsächlich durch Vermittlung Hettners ihm 1857 die Stelle eines Sekretärs des Kunstvereins in Köln angeboten wurde, sollte diese Aussicht ihm dazu verhelfen, rascher eine Lehrstelle am Polytechnikum zu erhalten. Gottfried Keller ging weder auf das eine noch auf das andere Anerbieten ein. Er zog vor, in seinem Elemente zu bleiben, das Dozieren würde ihm nicht die mindeste Freude, sondern nur Qual und vielleicht Verdruß und Beschämung bereiten haben. „Als ein Schnurrpfeifer von Schulmeister möchte ich nicht sterben.“

Das Heimatgefühl hatte zunächst über den Zurückgekehrten ein frohes Behagen verbreitet. Eine Anspannung des Geistes, wie der Aufenthalt in Berlin sie hervorgerufen hatte, die anstrengende Betätigung der Phantasiekräfte, das dichterische Traumleben, das so herrliche Blüten getrieben hatte, konnten nicht ohne Rückwirkung bleiben, sobald die anspannende Notwendigkeit nicht mehr da war. Sie äußerte sich in ungebundener Lebensführung. Frug man die Züricher jener Zeit nach dem Gottfried Keller, so wiesen sie nach dieser oder jener beliebten Wirtschaft und erzählten von nächtlichen Radauszenen, zu denen der Übermut des Weines geführt hatte. Fast sprichwörtlich wurde er im Laufe der Jahre durch die schweigende Zurückhaltung, die er erst lange in gesellschaftlichen Kreisen beobachtete, aber auch fast berüchtigt durch die explosive Heftigkeit, mit der er losbrechen konnte. Unwiderstehlich war er dafür wieder, wenn er in guter Stunde seinen Humor spielen ließ. Die volle Verklärung gab er seinen Heimatgefühlen in der schönsten Schweizer Novelle, die je geschrieben wurde, in dem 1860 in Auerbachs Volkskalender erschienenen „Fähnlein der sieben Aufrechten“. Nie hat sein Schweizerbewußtsein einen reineren Ausdruck gefunden.

Wie war inzwischen die sich nach außen darbietende Lebensstellung des Dichters geworden? Es waren Zustände wie vor 100 Jahren, von denen Goethe geschrieben hatte: „Die deutschen Dichter genossen in der bürgerlichen Welt nicht die mindesten Vorteile. Sie hatten weder Halt, Stand noch Ansehen, als insofern sonst ein Verhältnis ihnen günstig war.“ Gottfried Kellers Dasein bei seinem 40. Geburtstag war nicht weit von diesem trüben Bilde entfernt. Schon hatten unbekannte „gute Freunde“ in München die Mär verbreitet, er sei ein Trunkenbold geworden. Er führte eine bedeutende literarische Korrespondenz mit geistvollen Männern und Frauen in Deutschland. Allein was wußte man in Zürich davon? Er schrieb an dem zweiten Teil seiner Seldwylers Geschichten, doch zur Veröffentlichung waren sie noch nicht reif. Er fing an, sich auch in die Politik zu mischen, er schrieb Zeitungsartikel und schloß sich in Zürich einer oppositionellen Bewegung an, um seine Ideen, dem allgemeinen Wesen zum frommen, in die Wirklichkeit umzusetzen. Zürich war doch nicht mehr Berlin, es waren nicht mehr die Jahre des Ringens und Strebens. Da stand vor ihm die unerbittliche Notwendigkeit, das Leben auch von einer festen Seite zu packen, wollte er nicht seinen inneren und äußeren Halt verlieren. Er fühlte dies, allein das praktische Suchen und Helfen lag der Poetennatur fern. Zum Glück verbanden sich nun der Zufall der Gelegenheit und die treubesorgte Freundschaft, um es zu ermöglichen, daß Gottfried Keller von dem Regierungsrate am 14. September 1861 zum ersten Staatsschreiber des Staates Zürich erwählt wurde.

Mit ihm waren auch Mutter und Schwester in die geräumige Staatswohnung eingezogen, und die Freude war übermächtig, den Sohn und Bruder nach so langem Hoffen und Warten in einer gesicherten Lebensstellung zu wissen. Drei Jahre nur konnte das betagte Mütterchen dies Glück genießen. Dann lebte der Junggeselle einsam mit seiner Schwester Regula, die ihm bis zu ihrem Tode im Jahre 1888 den kleinen Haushalt führte. Keller, der in seinen Werken so herrliche Frauenbilder geschaffen hat, blieb unvermählt. Man hörte und vernahm wenig mehr von ihm. Der Kanton Zürich geriet bald nach seinem Amtsantritt in heftige Parteikämpfe. Was da der Staatschreiber von seinem Beobachtungsposten von dem Walten der Zeit sah, bot ihm reichlichen Stoff zur späteren volkspädagogischen Poesie.

Die literarischen Erzeugnisse des Büchermarktes drängten sich von Jahr zu Jahr, neue Richtungen kamen auf, an den „Grünen Heinrich“ und die „Leute von Seldwyla“ schien niemand mehr zu denken. Im Privatpulte des Staatsschreibers schliefen die Manuskripte von Novellen und Legenden, er schien selber kaum noch dran zu denken. Acht Jahre waren schon verflossen, fast schien es, als ob die Bahnen bürgerlicher Regelmäßigkeit den Dichter in einen musterhaften Staatsbeamten aufgehen lassen wollten. An seinem fünfzigsten Geburtstag mußte ihm erst die



akademische Jugend daran erinnern, daß Vaterland und Welt noch mehr von ihm verlangten. Ihm zu Ehren wurde ein glänzender Fackelzug veranstaltet. Das „O mein Heimatland“ erbraute von den Sängerscharen der Stadt. Auf Kommersen priesen Staatsmänner und Professoren die poetische Größe Kellers, den die Universität bei diesem Anlaß zu ihrem Ehrendoktor ernannte. Diese Anregung wirkte. Er machte sich an die Vollendung der zweiten Reihe der „Seldwyler Geschichten“. Das folgende Jahr brachte den deutsch-französischen Krieg. Das Herz des Dichters stand natürlich auf der Seite Deutschlands, dem er seine Bildung verdankte, dem seine Vorbilder, dem so viele seiner Freunde angehörten, dessen Sprache in den Werken des Schweizlers so herrlich erklang. Der geistige Aufschwung, der sich nach dem Siege in dem neuen Reiche kundgab, brachte auch Bewegung in die vergilbten Manuskripte. Zu Ostern 1872 ließ er die „Sieben Legenden“ erscheinen. Nun ging es lebhafter als in den Fünfziger Jahren. 1874 lagen in vier Bänden vereint die zehn Geschichten der „Leute von Seldwyla“ auf dem Tisch. Nach einem Jahr schon war eine neue Auflage nötig.

Reichlich fielen nun die Früchte von dem Baume. Die gute Aufnahme der Legenden hatte er als ein aufmunterndes Zeichen für eine anhaltende Wiederaufnahme und Abrundung seiner poetischen Existenz betrachtet. Das erste Werk der frischen Muße waren die „Zürcher Novellen“, die zuerst in der neuen führenden Monatsschrift, der „Deutschen Rundschau“, vom November 1876 bis April 1877, dann 1878 in zwei Bänden bei Göschen veröffentlicht wurden. Von der Rahmenerzählung umfaßt, traten zu dem „Fähnlein der sieben Aufrechten“ vor die Leserwelt „Hadlaub“, der „Narr auf Manegg“, der „Landvoigt von Greifensee“ und „Ursula“. Der immer mehr einsetzende mächtige Erfolg förderte die Neuauflagen der Geschichten und Legenden. Schon jetzt regte sich bei den Verlegern der Wunsch nach einer Gesamtausgabe der Erzählungen. Der Dichter aber wollte mit einer Sammlung seiner Tätigkeit erst später abschließen. Das nächste, was ihm am Herzen lag, war die Neubearbeitung des „Grünen Heinrich“. Schwierigkeiten mit dem ersten Verleger hinderten ihn fünf Jahre lang, seine Absicht auszuführen. Auch die inneren Zweifel hemmten den Fortschritt; 1879 kamen nur drei Bände heraus, erst 1880 der vierte. Mit der begeisterten Teilnahme der vielen, die den Schicksalsroman jetzt zum ersten Mal lasen, verband sich die scharfsinnige Kritik der alten Freunde. Die Leserwelt wartete begierig auf neue Schätze. Noch lagen die unvollendeten Galatea-Novellen aus der an Entwürfen so reichen Berliner Zeit im Pulte. In sonniger Stimmung wurden sie 1880 völlig niedergeschrieben und entzückten ein Vierteljahrhundert nach der Entstehung als „Sinngedicht“ die über ganz Deutschland verbreiteten Kellerverhrer.

Die Jahre eilten dahin. Doch das erste Jahrzehnt seit dem Rücktritt von der Staatsbeamtung hatte für Gottfried Keller sonnig und warm genug geleuchtet. Hoch trug ihn der Ruhm über die Zeitgenossen dahin. Hatte man auch vorher in noch so häufigen Auflagen von Literaturgeschichten seinen Namen umsonst gesucht, so zeigte sich jetzt um so beflissentlicher das Bestreben, das Versäumte nachzuholen. Die Beschwerden des Alters zwangen ihn aber zur Ruhe. Schon um die Mitte seiner Sechzigerjahre und noch mehr, als er seinen Zeitroman „Martin Salander“ vollendet hatte, fühlte er das Unbehagen des Lebens in immer größerem Maße. Die schöne Wohnung außerhalb der Stadt hatte er schon 1882 verlassen und war in eine ungemütliche Behausung am Zeltweg gezogen. Seine Stimmung litt darunter. Wider Willen geriet er immer mehr in einen klausnerischen Zustand hinein, der kleine Kreis vertrauter Freunde, der ihn umgab, erfuhr oft genug, wie das Alter die ihm vom Schicksal aufgedrängte Herbheit nicht gemildert hatte. Einer verstand sie gut und leicht zu tragen: Arnold Böcklin, der treue Gefährte seiner letzten Lebensjahre.

Draußen stieg inzwischen des Dichters Stern immer glänzender auf. Im Jahre 1889 erschienen „Gottfried Keller's gesammelte Werke“. Diese Boten wurden ihm zur Feier seines siebenzigsten, seines letzten Geburtstages, überreicht. Es schien, als ob die Schweiz und mit ihr Deutschland wieder gut machen wollten, was sie in früheren Jahren versäumt hatten. Reichere Ehrungen sind kaum einem Lebenden unter den Männern der Dichtung zuteil geworden. Ungezählt sind die Adressen und Zuschriften, die Geschenke und Kränze, die ihm der 19. Juli 1889 brachte. Der schweizerische Bundesrat widmete ihm, was er noch keinem getan hatte, den Dank der Republik in einer eigenen, prächtig ausgestatteten Urkunde. Der Kanzler der Eidgenossenschaft, der dieses Schreiben zu überbringen hatte, mußte an den Vierwaldstättersee reisen, nach den idyllischen Höhen des Seelisberges, wohin sich der Geehrte zurückgezogen hatte.

Der fünfzigste, der sechzigste, der siebenzigste Geburtstag — was liegt in diesen drei Daten. Die Jahre des Träumens vom zehnten bis zum dreißigsten, — die Jahre des Ringens vom dreißigsten bis zum fünfzigsten, — die Jahre der Ernte vom fünfzigsten bis zum siebenzigsten Geburtstag. Es war der Kampf eines Dichterlebens, den der volle Sieg krönte.

Er war ein müder Mann geworden. Die Altersbeschwerden stellten sich immer stärker ein. Aus der Krankheit wurde ein Siechtum. Eine Kur an den heißen Quellen Badens brachte keine Linderung. Trübe verging ihm der Winter. Er blieb an das Krankenlager gefesselt. Es wurde ein Hinträumen, ein langsames Sterben. In den Stunden des Nachmittags des 15. Juli 1890 schlummerte er in den Tod hinüber.

Schriftleitung der Deutsch. Int.-Ztg.: Leutn. Stuchs unter Mitwirkung von Prof. Woltereck u. Hermann Hesse, Bern, Thunstr. 23.

ALLE IN DER „DEUTSCHEN INTERNIERTEN-ZEITUNG“ ZUM ABDRUCK GELANGENDEN TEXTLICHEN BILDER



HERM. DENZ-BERN  
GRAPHIKUNST-  
CLICHE-ANSTALT  
HÄNGERSTR. 2 TELEPH. 954

FINDEN IHRE ANFERTIGUNG IN DER BESTBEKANNTEN BERNER GRAPHIKUNST- UND KLISCHEE-ANSTALT VON

MAUERRAIN 3 | HERM.

DENZ. | TELEPHON 954



## Deutscher Kriegerbund Bern.

Jeden 2. Mittwoch im Monat, abends 8<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr im Lokal Wiener Café, Schauplatzgasse, 1. Stock  
**Versammlung.**

Anschließend gemütliches Zusammensein. Internierte stets willkommen!